Anhang.

I.

[S. S. 18, Sp. 2, Anm. 3.]

Ein Jahr ist eben heute verflossen, seit Sie, verehrtester Herr Professor, mir den ersten Theil Ihrer Kreuzzüge sandten. Ein zweytes mir nicht minder erfreuliches Geschenk, die Samaniden, erhielt ich vor einem halben Jahr. Nachdem ich beydes unbeantwortet gelassen, waren Sie so edel, mir noch am 27. Juli wegen der Jahrbücher der Litteratur zu schreiben. Ich nehme an, daß Sie, mein theuerster Herr Professor, von den Zufällen unterrichtet sind, welche die Lieblingspläne und -Beschäftigungen meines Lebens auf eine mir nicht vorbewußte Zeit unterbrochen haben. Beyde Bücher erhielt und durchsah ich mit dem lebhaftesten Interesse, nahm das erste auch in den Reisewagen, als ich nach Tübingen gehen wollte und nach Paris kam. Aber immer wurde ich unterbrochen — schwieg aber, weil ich Ihnen bestimmt und viel schreiben wollte. Die Darstellung meiner Lebensmanier wird sowohl dieses begreiflich machen als den Antrag vom 27. Juli beantworten. Gedoppelt sind meine Geschäfte: als Staatsrath, am wenigsten abhaltend, außer was der Reichstag für Zerstreuungen herbeyführte; desto größer als Direktor des öffentlichen Unterrichts auf fünf Universitäten und in etwa 3000 Schulen, welche theils zu erhalten, theils zu ordnen, theils in mannigfaltigen Gesuchen zu fördern sind; Vorträge also und Briefe ohne Zahl; bei meiner äußersten Zurückgezogenheit gleichwohl unvermeidliche Abhaltungen. Rechnen Sie dabey manche leidige Stunde, die oft Mißmuth frißt; auch daß seit einem Jahr meine Gesundheit merklich gelitten hat. So komme ich nie vor acht oder neun, des Abends, an die Möglichkeit nur einiger Lectüre — und was für einer? Meist der an mich eingesandten Bücher. Nicht eine Zeile habe ich zur Vollendung des schon halb abgedruckten 5. Bandes der Schweizergeschichte, nicht Eine von den sehr vielen versprochenen Recensionen für einige Journale schreiben können, anderer, größerer Plane nicht zu erwähnen; auch nicht zu gedenken, welche Entbehrung es mir ist, weder meine geliebten Alten lesen, noch im Quellenstudium Fortschritte machen, oder den ältesten Freunden bisweilen ein Wörtchen sagen zu können. Bey dem allem liegen 284 Briefe und Vortragsmaterien zur Erledigung vor mir. Urtheilen Sie, wie mir eigentlich zu Gemüthe sein mag — an dem Abende meines Lebens, wo ich eben in eine ganz kleine Stadt nur darum ziehen wollte, um die Sammlungen, welche ich seit einigen 30 Jahren gemacht, einmal zu verarbeiten. Allein mit dem Menschen hat das Schicksal sein Spiel; wer kann ihm entgehen? Wer muß nicht ausharren? Um auf uns zurückzukommen, so bin ich nun endlich daran, in jenen wenigen Abendstunden Ihre schönen Werke zu studieren und werde Ihnen den Eindruck unverholen mittheilen. Die Verbindung der Heidelberger Gelehrten, deren ich mehrere ganz ausnehmend schätze, würde mir so ehrenhaft als angenehm seyn: Aber Sie sehen, daß ich bis auf eine andre Epoche meines Lebens mir versagen muß, an einem Werke thätig Theil zu nehmen, für dessen bloßes Lesen ich Zeit erstehlen muß. Sie, mein werthester Herr, versichere ich meiner frohen Theilnehmung an Ihren ruhmvollen Unternehmungen, meiner Hochachtung und meiner Begierde, Ihnen diese Gesinnungen auf alle Weise bestens zu beweisen. Auch mag ich nicht mit entweihten Formeln endigen. Ich bin Ihr Verehrer und Freund.

Cassel, 24. Aug. 1808.

J. v. Müller.*)

II.

[S. S. 19, Sp. 1, Anmerkg.]

Bern, 20. May 1813.

Hochwohlgeborner,

Hochzuverehrender Herr!

Herr von Lerber, unser beyderseitiger Freund und gewesener Zuhörer, gleich wie er im Gutes thun unermüdet ist, so läßt er auch nicht nach um mich zur längst gewünschten Bekanntschaft und Correspondenz mit Ew. Hochwohlgeboren zu ermunteren. Um meine Schüchternheit endlich zu besiegen, sendet er mir beyliegenden Brief zum Einschluß, der auch mein Paßport, meine Empfehlung bey Ew. Hochwohlgeboren seyn mag. Er hat mich auch längst mit Ihrem klassischen Werk (ich bin sonst mit diesem Wort nicht freygebig) über die Kreuzzüge bekannt gemacht. Wie war ich erstaunt, in einer Materie, welche sonst den Spöttern über alles Heilige so vielen Stoff zu flachem und geistlosem Tadel giebt: neben der außerordentlichen,

*) Etwa neun Monate später, am 29. Mai 1809, starb Müller.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seltenen Gelehrsamkeit, der einfach schönen, gediegenen Sprache, der vortrefflichen Ordnung aller Materialien, auch jenen guten Geist zu finden, der alle Gelehrte zieren sollte, keine Spur von den herrschenden politischen oder irreligiösen Irrthümern, mit welchen man sonst fast alle neueren historischen Werke verunstaltet, die Geschichte absichtlich verfälscht und zur Magd von sophistischen Grillen herabwürdigen will. Wie Sie diese Kreuzzüge veredeln, ohne der Wahrheit untreu zu werden! Wie schön Sie insbesondere den Hauptpunkt ins Licht stellen, daß das Geistige, das Übersinnliche fast alle physischen Bedürfnisse, Hunger, Durst und Ungemach besiegt, und daß die verschrieenen Geistlichen, die religiösen Lehrer des Volkes, zuletzt in aller Noth doch die einzigen Helfer und Tröster waren. Dieser Zug erweckte mir Hochachtung für Ihre Person und hat mich wieder mit der deutschen Litteratur versöhnt, welche mir sonst beynahe zum Ekel geworden, weil ich in derselben eine beyspiellose Anarchie von Grundsätzen und Gesinnungen, die Mißkennung, ja gar Verläugnung der einfachen obersten Regel aller Wahrheit und Pflicht und eben deßwegen einen Augiasstall von Irrthümern erblicke, dessen Säuberung noch mehr als einen Herkules erfordern wird. Allein unter dem zahllosen Unkraut wächst doch bisweilen noch ein wahrhafter Waizen, das Gute ist unzerstörbar wie das Böse, das ihm zum Stachel der Thätigkeit dienen muß, und wenn der Satan sein Reich auszubreiten sucht, so hat Gott immer noch seine Apostel, seinen Tempel und seine Gläubigen. Nun fange ich eben den zweyten Band Ihres Werkes zu lesen an. Wie erschütternd sind schon die letzten Worte der Vorrede! Ich meines Orts habe dieses Zeitalter längst das wahnsinnige, das erbärmliche, das sophistische und geistlose genannt.*)

Einen Genuß jedoch hat mir dieses Werk verschafft, den Ew. Hochwohlgeboren vielleicht selbst nicht fühlten, der aber für mich eine reiche Quelle von Vergnügen gewesen. Unter den vielen tausend Beyspielen, welche die ganze Natur, die Erfahrung aller Zeiten und Länder darbietet, um jene Theorie zu bestätigen, durch welche ich den 200jährigen Radikal-Irrthum eines angeblich verlassenen Naturstandes und einer künstlich bürgerlichen Gesellschaft, das πρῶτον ψεῦδος aller revolutionären Irrthümer, vernichtet, dagegen aber die wahre Lehre von der natürlichen Bildung und dem Wesen der Staaten sowie von dem darin herrschenden natürlichen Recht aufgestellt zu haben glaube, eine Theorie, deren einfaches Principium darauf beruht, daß der wahre Stand der Natur (die Ordnung Gottes) noch jetzt existirt und keine andere existiren kann: daß er aber durch wechselseitige Bedürfnisse gesellig ist und theils durch das natürliche Pflichtgesetz, theils durch individuelle Verträge in Ordnung gehalten wird, daß die Gerichtsbarkeit selbst oder die Handhabung des Gesetzes lediglich aus angerufener Hülfeleistung entspringt; daß die Staaten selbst nichts weiter als eine höhere Gradation solch natürlicher Privatverhältnisse sind, mithin in denselben die nämliche Regel der Gerechtigkeit wie in diesen herrscht, daß also die Befugnisse der Fürsten nicht auf delegirten, sondern wie die von anderen Herren und Gemeinden auf eigenen (natürlichen oder erworbenen) Rechten beruhen, aber auch durch dieselben beschränkt sind, ein Principium, wodurch dann einerseits die Existenz und das wahre Recht der Fürsten unerschütterlich gegründet, anderseits die rechtliche Privatfreyheit der Unterthanen triumphirend gerettet und beides in Einklang gebracht wird: unter den Belegen dieser Theorie ist das Königreich Jerusalem einer der frappantesten und lehrreichsten. Es gehört unter die militärisch gegründeten Staaten, d. h. unter diejenigen, deren erster Ursprung auf dem Verhältnis eines Anführers zu seinen Begleitern und Waffengefährten beruht, welche ich in meinem Handbuch der Staatenkunde p. 127—168 abgehandelt habe, dessen Durchlesung Sie vielleicht veranlassen dürfte ein und anderen merkwürdigen Punkten jener Geschichte eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wie ward Gottfried von Bouillon König? Existirte etwa das Volk vor ihm? nein, er hat dasselbe durch einzelne Verträge angeworben, um sich her versammelt, sie traten in seinen Dienst, er nicht in den ihrigen, hier ist keine Gewalt, kein Unrecht. Durch die Hülfe dieser Waffengefährten erwarb er ein Land (ob mit Recht oder Unrecht wollen wir einstweilen unentschieden lassen), setzte sich in demselben fest, und so war das Königreich, die Unabhängigkeit vollendet. Sehen Sie nun, wie die sogenannte Verfassung, d. h. die rechtlichen Verhältnisse, sich von selbsten bilden. Hier war von keiner künstlichen republikanischen Organisation, keiner Gewaltsübertragung, Vertheilung u. s. w. die Rede. Gottfried von Bouillon hatte keine Anerkennung von seinen Untergebenen nötig, er war bereits ihr König; wohl aber von seinesgleichen, den übrigen Heerführern, und diese nicht ohne Schwierigkeit und Widerspruch durchgegangene Anerkennung (I. 302) war im Grund nichts anderes als eine Art von Allianz, durch die Gefahr vor gemeinsamen Feinden veranlaßt. Die Fürsten gaben ihm keine Macht, sie erkannten nur leise die seinige als die prädominirende [an]. Die Geistlichkeit suchte auch das höchste Ansehen, weil

*) Dieser Satz erklärt sich aus dem Schluß von Wilkens Vorrede, wo es heißt: „Die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter seinen Namen zu finden wissen".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Krieg einen geistlichen Zweck hatte, aber es mangelte ihr die physische Macht dazu. (I. 302—303.) Hätte sie die Armeen angeworben und geleitet, so würde auch ganz gewiß ein geistlicher Staat entstanden sein. Man erforscht und sammelt die Gewohnheiten der verschiedenen Völker (I. 307), um danach zu richten. Ganz richtig. Civilgesetze sind diejenigen, welche die Privatpersonen sich durch Übungen und Verträge unter einander selbst auflegen, der König gab keine dergleichen, überall wo dies geschieht, ist es ein Zeichen von Despotismus. Man zieht die Patriarchen, Fürsten und Baronen (Adel und Geistlichkeit) bisweilen zu Rath (I. 307) der Liebe und des freywilligen Gehorsams wegen, wie dies in allen solchen Reichen geschieht. —

Die verschiedenen Klassen der Einwohner haben eigenen Gerichtsstand, eigene Gewohnheiten (I. 312), d. h. niemand trat etwas ab, jeder blieb bey dem Seinigen. Der Hauptunterschied, welcher etwas schärfer ins Auge gefaßt werden könnte, wird doch zwischen den Siegern und den Besiegten gewesen seyn. — Der König war oberster Richter (I. 312) nicht durch ein positives Gesetz, sondern durch die Natur, weil er als der Mächtigste jedermann zum Recht verhelfen konnte. Er war nur in dem kleinen ihm vorbehaltenen Land eigentlicher Gebieter, die Vasallen waren ihm nur nach dem Lehnsvertrag verbunden und hatten in ihren Ländern die nämlichen Rechte (I. 314. 321). Abermal alles ganz natürlich und privatrechtlich. — Die Krone war erblich, weil Macht und Güter, auf denen sie beruht, auch erblich sind (ibid.). Was verspricht der König bei seinem Eid? (I. 316—320). Nichts als moralische Pflichten, mit seiner Macht zu nützen, andere in dem Ihrigen zu schützen und zu schirmen. — Die Pflichten der Gerechtigkeit war er ohnehin schuldig. Die übrigen versprechen ihm in jenem zu helfen. Wie einfach und schön! Die Krönungsfeyerlichkeit (I. 317) ist keine Übertragung der Gewalt, sondern bloß ein Versprechen zum Schutz der Kirche. Kann man überhaupt etwas Freyeres lesen als die so verschrieenen Verhältnisse zwischen dem König und den Vasallen (I. 322 seq.)? Es setzt auch in Erstaunen, daß Ew. Hochwohlgeboren bey Darstellung dieser staatsrechtlichen Verhältnisse, ohne aus denselben ein Hauptstudium zu machen, dennoch die Wahrheit so richtig getroffen und nicht einmal etwas von dem falschen politischen Sprachgebrauch unserer Schulen angenommen haben, der auf erdichteten Voraussetzungen beruht und dann so unschicklich und gezwungen auf ganz andere wirkliche Verhältnisse angewendet wird. Allein die Wahrheit erscheint unterwegen, sie begegnet freywillig denen, die sie lieben, wie Sirach so schön sagt.

Theuerster Herr Professor! wir haben zwar verschiedene Gegenstände unserer Studien, — Sie mehr die historischen — ich zwar auch, aber doch mehr zum Beleg der wahrhaft philosophischen und politischen. Allein alle Wissenschaften haben einander nöthig, begründen und vollenden sich wechselseitig. Die Geschichte ist trocken, geist- und herzlos ohne wahre Philosophie, die Philosophie leere Grübelei, elende Sophistik ohne die Probe, die Bestätigung der Geschichte, welche allein beweist, daß sie Wahrheit und nicht eine Dichtung der Menschen ist. Jene ist Gottes Gesetz, diese das Experiment — das Sinnliche überall der Spiegel des Geistigen. Sie mit Ihren großen Kenntnissen in den morgenländischen, so wenig von der Natur abweichenden Sprachen und Geschichten, können mir unendlich viel nützen, und ich werde Ihnen meiner Zeit schon Fragen vorlegen, die Sie mir beantworten müssen, ich hingegen bin vielleicht im Stande Sie bisweilen auf einzelne Principien, Gedanken und Gegenstände aufmerksam zu machen, die Ihren historischen Forschungen mehreren Reiz geben, den allgemeinen Grund von gewissen Erscheinungen zu zeigen, hier und da eine verborgene Perle herauszuziehen und dadurch ebenfalls zum Interesse Ihres Werks beyzutragen.

Lassen Sie uns daher einen Bund der Freundschaft schließen, um das Reich der Wahrheit zu fördern. Verzeihen Sie in dieser Hoffnung meinen weitläufigen, offenherzigen Brief.

Gegen Männer, mit denen ich sympathisire, pflege ich so mein ganzes Gemüth auszuschütten. Lassen Sie mich Ihre Achtung, Ihr Wohlwollen hoffen, gleichwie Sie von meiner innigen Verehrung überzeugt seyn können.

von Haller,
Professor der Staatswissenschaft und Mitglied des kleinen Raths der Stadt Bern.

III.

[S. S. 46, Sp. 2.]

Nassau, den 15. May 1820.

Wohlgebohrner
Hochzuehrender Herr Professor und Ober-Bibliothekar!

Die mir von E. Wohlgebohren gegebene Versicherung, an der litterarischen Leitung der Herausgabe des Corporis scriptorum Rerum Germ. gemeinschaftlich mit H. v. Savigny Theil zu nehmen, ist für alle, denen dieses Unternehmen werth ist, höchst erfreulich und veranlaßt mich zu der dringenden Bitte, daß Sie und H. Geheime Just. R. von Savigny ihre Muße anwenden, um einen vollständigeren und befriedigenderen Plan der Ausgabe zu entwerfen, als den so ao. 1818 erschien. Das Gutachten der Berl. Aka-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

demie d. d. 26. Okt. 1819 enthält das Wesentliche, manche in das Archiv der Gesellschaft aufgenommene Erinnerungen der Herrn Grimm, Delius, v. Aretin verdienen Rücksicht. Den neu entworfenen Plan würde man einigen Göttinger Gelehrten und des südlichen Deutschlands zur Abgebung ihrer Meynung mittheilen, und so über das Ganze einen befriedigenden Schluß fassen.

H. Vicepräsident von Aretin hat sich freylich schwer an vielen würdigen Männern versündigt, unterdeßen hatten nach dem Urtheil unparteyischer Personen mehrere fremde Gelehrte durch übermütiges Behandlen der Eingebohrnen Veranlaßung zu der großen Erbitterung gegeben. H. von Aretin besitzt aber gründliche Geschichtskenntniß, eine unermüdete Thätigkeit, seine und der bayrischen Gelehrten Mitwürkung ist bey den großen Schätzen von Handschriften, Urkunden in München u. s. w., bey der Gründlichkeit mehrerer von ihnen z. B. Feßmaiers, Gemeiners, unentbehrlich. Die Charakterfehler des Präsidenten v. Aretin werden durch die Milde, die Besonnenheit, den Ernst seines Bruders, des Bundestagsgesandten, eines in Baiern geachteten und vielen Einfluß habenden Mannes unschädlich gemacht. Die kritische Benutzung der Pariser HdSchr. hat uns bereits befriedigende Resultate geliefert, so sind 70 noch ungedruckte Briefe des Petrus d. Vineis aufgefunden außer einer großen Menge Varianten, beydes erwarte ich. Ferner finden sich die flores dictaminum M. P. d. Vineis, eine wichtige Sammlung von Briefformularen dieses Staatssecretärs, für die Kayserliche Kanzelley; da aber zwey Handschriften in Berlin vorhanden sind, so wünschte ich E. Wohlgebohren wären so geneigt, eine Abschrift auf Kosten des Vereins davon zu veranstalten, die ich nach Paris zur Vergleichung mit denen dortigen Handschriften schicken würde.

Ferner haben wir einen Codicem epistolarem des Bischofs Thomas von Capua, eines vertrauten Geschäftsmannes Friedrichs II. aufgefunden, der abgeschrieben wird.

Noch erlaube ich mir E. Wohlgeboren eine ganze Reihe von Wünschen und Anträgen vorzulegen;

1) Daß das Berliner Mnsct. des Petrus da Vineis mit der Baseler Edition verglichen und die Vergleichung uns mitgetheilt werde.
2) H. Regierungsrath Delius in Wernigerode, bekannt durch seine Beyträge zur Geschichte deutscher Gebiete, ist nicht ungeneigt Henricum d. Hervordia zu bearbeiten, ich bitte daher, daß cd. 70—71. 71ª der Berliner Bibliotheca mitgetheilt werden, da nach der uns gegebenen Versicherung des Braunschweiger Ministeriums die HdSch. der Helmstädter wird verabfolgt werden.
3) Herr Landgerichtsassessor Wigand in Corvey ist durch seine Corveysche Geschichte als gründlicher Geschichtsforscher bekant, er ist auch geneigt Witekind zur Bearbeitung zu übernehmen, nur entziehen i[illegible] seine Berufsgeschäfte alle Zeit, man hatte ihm Hoffnung zu einer Anstellung als Archivar in Coeln oder Münster gegeben, noch ist sie nicht erfolgt.
4) Im Collegio Amploniano ad Portam Coeli zu Erfurt befindet sich, nach der Versicherung des H. Professor Mathiae in Erfurt, eine große Sammlung von Handschriften, deren Untersuchung alle Aufmerksamkeit verdient, vielleicht entdeckt man eine Handschrift des Lambertus Schaffnaburgensis, dessen Continuator ein Erfurtischer Mönch bekanntlich war. Sollte Reg. Rath Hahn, mir nur bekannt als Verfaßer von Kinder Schriften, zu Untersuchungen dieser Art die nöthige Kentniß und Fertigkeit im Lesen alter HdSch. haben, so könnte ihm das Ministerium wohl den Auftrag geben.
5) Von H. P. Stenzel habe ich auf mein Schreiben d. d. April keine Antwort erhalten.
6) H. P. Sartorius hat die Ausgabe von Cassiodor, Jornandes und Paulus Diaconus wegen der Fortsetzung seiner hanseatischen Geschichte abgelehnt. Sollte sich nicht auf den Preußischen Universitäten ein junger Gelehrter finden der es unter Leitung des H. von Savigny unternähme? Die Pariser Handschriften dieser Autoren werden jetzt bearbeitet und würden auf Erfordern mitgetheilt.
7) H. Dr. Pertz ist bereits vor drey Wochen nach Wien abgegangen.
8) Es ist zu bedauern daß H. P. v. Raumer in Breslau nicht an der Ausgabe der Quellenschriftsteller bestimmten Antheil nimmt.

Mit den Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

E. Wohlgeboren Ergebenster

K. F. v. Stein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

IV.

Verzeichnis der Schriften Fr. Wilkens nach der Zeitfolge.

1797. Über den Cytisus der Alten. Neues Hannöv. Magazin, Stück 22 u. 23.

1798. Commentatio de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia. Göttingen, Dietrich. 254 SS. 4.

1801. Historisch-kritischer Versuch über die syrischen Nassairier. Stäudlins Magazin für Religion, Moral und Kirchengeschichte. 1. Band, 1. Stück. Hannover 1801, S. 154—186.

1802. Geschichte des Verfalls der Wissenschaften und Künste bis zu ihrer Wiederherstellung im 15. Jahrhundert. Aus d. Englischen. Göttingen 1802, 302 SS. 8.

1805. Institutiones ad fundamenta linguae Persicae cum chrestomathia maximam partem ex scriptoribus ineditis collecta et glossario locupleti. Lipsiae 1805. 227 und 446 SS. 8.

Auctarium ad chrestomathiam suam persicam locorum ex auctoribus persicis quae illa continet interpretationem latinam exhibens. Ibid. eod. 81 SS.

1806. Die Turniere, in Daub und Creuzers Studien, Th. 2. Heidelberg 1806. 8. S. 168—203.

1807. Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. 1. Theil. Leipzig. 8. XX, 424 u. 40 SS.

1808. Mohammedis filii Chavendschahi vulgo Mirchondi historia Samanidarum, persice. Gotting. 1808. 222 SS. 4.

Rezensionen in d. Heidelberg. Jahrb. d. Litteratur, I. Jahrg., 1808, 5. Abthlg., von

1. Adelung, Älteste Gesch. der Deutschen. Heft 1. S. 61—81.
2. Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie par F. Chahan de Cirbied et Fr. Martin. H. 1. S. 121—134.
3. La cloche, poëme trad. de l' allemand de Mr. Schiller. H. 1. S. 144.
4. L. Klüber, Rastatt b. Baden. H. 2. S. 286 u. 287.
5. Historia decem Vezirorum ct. ed. G. Knös. H. 2. S. 287 u. 288.
6. S. de Sacy, Chrestomathie arabe t. I—III. H. 3. S. 331—358.
7. Recueil des historiens de la Gaule et de la France, t. XIV. p. J. Brial. H. 3. S. 435—439.

1809. Rezensionen in ebendenselben von

1. Heeren, Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa; Übersetzung dieses Werkes von Villers; Hüllmann, Gesch. d. byzant. Handels bis zum Ende der Kreuzzüge; Lemoine, discours sur la question, quelle a été l'influence des croisades ct. Bd. I. Heft 6. S. 253—278.
2. Frähn, Beschreibung einiger Münzen von den Samaniden u. Bujiden. Bd. II. H. 9. S. 47 u. 48.
3. Anzeige von Wilken, Handbuch der deutschen Historie, Bd. II. H. 14. S. 281 u. 282.
4. Tydemani Conspectus operis Ibn Chalicani de illustribus viris. Bd. II. H. 15. S. 329.
5. Großh. Hessischer Hofkalender f. d. J. 1810. Bd. II. H. 15. S. 335. (?)

Zweifelhaft ist auch, ob im Jahrg. II die Bd. I. S. 71, 131, 143, 145, 147, 299 und Bd. II. S. 284, 376 beginnenden Artikel von W. herrühren.

1810. Handbuch der deutschen Historie. 1. Abthlg. Heidelberg 1810. 236 SS. 8.

Lateinische Vorrede zu: Fr. Szabó Hungari descriptio persici imperii ct. Heidelberg 1810. 8.

Rezensionen in den Heidelb. Jahrb. von

1. Rzewusky, Fundgruben des Orients, Bd. I. H. 7. S. 317—324.
2. Choiseul d' Aillecourt, de l'influence des croisades. Bd. I. H. 7. S. 324—336.
3. Müller, Geschichte der Stiftsbibliothek in Zeitz. Bd. II. H. 13. S. 250—252.

1811. Rerum ab Alexio I., Joanne, Manuele et Alexio II. Comnenis ct. gestarum libri IV. Heidelberg 1811. 630 SS. 8.

Epistola ad Frid. de Raumer, vor dessen CCI emendationes in Lohmeieri et Gebhardii tabulas genealogicas ct. Heidelb. 1811. 4. S. V—XII.

Amtsverwaltung eines muselmännischen Statthalters, Morgenblatt f. gebildete Stände. 1811. Nr. 216.

Rezensionen in den Heidelb. Jahrbüchern von

1. Fr. Schlegel, Über die Sprache und Weisheit der Inder, und
   O. Frank, de Persidis lingua et genio. Bd. I. H. 2. S. 17 ff.
2. Gesenius, Hebr. deutsches Handwörterbuch. H. 5. S. 65—80.
3. Reuß, Repertorium ct. H. 5. S. 80.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4. Hase, Recueil de mémoires sur divers manuscripts grecs de la biblioth. impériale de France. H. 11. 12. S. 173—180.
5. Gesenius, Versuch über die maltische Sprache. H. 34. S. 529—533.
6. Specimen historiae Arabum auct. E. Pocockio cura A. J. S. de Sacy. H. 38. S. 593—598 und Verbesserungen hierzu und zu S. de Sacy, Relation de l'Egypte in Nr. 52, Intelligenzbl. 1811. Nr. 26. S. 204—206.
7. Sartorius, Versuch über die Regierung der Ostgothen in Italien, und
Naudet, Histoire de l'établissement ct. de la monarchie des Goths en Italie. H. 40. 41. S. 625—653.
8. Schnurrer, De ecclesia Maronitica. H. 41. S. 654—656.
9. J. v. Hammer, Topogr. Ansichten, gesammelt auf einer Reise in die Levante. H. 48. S. 767 u. 768.
10. Silv. de Sacy, Relation de l'Egypte par Abd-Allatif. Bd. II. H. 52. S. 817—825.
11. J. v. Klaproth, Archiv f. asiat. Litteratur ꝛc. Bd. II. H. 52. S. 825—830.
12. J. v. Klaproth, Inschrift des Yü ib. S. 831 u. 832.
13. Fr. v. Raumer, CCI Emendationes ct. S. 943 u. 944.
14. Curiositäten der Vor- und Mitwelt, Weimar, H. 60. S. 956—959.
15. Justi, Amalie, Landgräfin v. Hessen. H. 60. S. 959.
16. Anzeige von Wilken, Rerum ab Alexio ct. Intelligenzbl. S. 130.
17. Ungedruckter Brief von Justus Lipsius. Intelligenzbl. S. 185 u. 186.

1812. Rezensionen ebenda von
1. Weiße, Gesch. d. chursächs. Staaten, Bd. V. u. VI. S. 205—208.
2. Schnurrer, bibliotheca arabica. H. 38. S. 603—605.
3. Correspondenznachr. Intelligenzbl. S. 7.
4. Bernstein, Vergleichungstabelle ꝛc. S. 912.

1813. Geschichte der Kreuzzüge u. s. w. 2. Theil. XLVI, 735 u. 51 SS.

Rezensionen in d. Heidelb. Jahrbüchern von
1. Neander, Kaiser Julian ꝛc. Bd. I. S. 43—48.
2. Wachler, Johannes von Müller; C. Rommel, Rede zum Gedächtnis Müllers; Windischmann, Was J. v. Müller war u. s. w. H. 5. S. 65—68.
3. Heeren, Memoria Heynii. H. 13. S. 208.
4. Grégoire, Les ruines de Port-royal. H. 21. S. 321—324.
5. Primisser, Denkmäler der Kunst und des Altertums in der Heil. Geistkirche in Innsbruck. H. 21. S. 324—328.
6. Büsching, Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien. Breslau 1813. H. 21. S. 328—330. (?)
7. Planck, Über Spittler als Historiker; Heeren und Hugo, Spittler. H. 26. S. 415 u. 416. (?)
8. v. Fichard, Frankfurtisches Archiv f. ältere deutsche Litt. u. Geschichte. H. 34. S. 529—543.
9. S. de Sacy, Mémoire sur l'état actuel des Samaritains. H. 38. S. 603—607.
10. v. Hungerkhausen, Epaminondas u. Gustav Adolf, eine Parallele. H. 50. S. 799 f.
11. Heeren, Heyne biographisch dargestellt. H. 56. S. 888—892.
12. Chr. D. Beck, Über die Würdigung des Mittelalters und seiner allgem. Geschichte. H. 58. S. 924—928.
13. H. Middeldorpf, Comment. de institutis litterariis in Hispania quae Arabes auctores habuerunt. H. 75. S. 1199 f. (?)
14. Ebert, Friedr. Taubmanns Leben und Verdienste. H. 76. S. 1215.
15. Breyer, Beitr. z. Gesch. des 30j. Krieges. H. 77. S. 1229—1232. (?)
16. Anteil an der Rezension von: Denkschr. d. Akad. d. Wiss. in München 1809 u. 1810. H. 78. S. 1233—1243.
17. Rosenmüller, De versione Pentateuchi Persica. H. 78. S. 1243—1246. (?)
18. Herbstprogr. der Univers. Freiburg 1813. H. 78. S. 1247 u. 1248.

Introductio ad narrationem de rebus Antigoni Asiae regis. Progr. z. Preisverteilung in Heidelberg d. 22. Novb. 1813. 29 SS. 4.

1814. Rezensionen in den Heidelb. Jahrb. von
1. A. Th. Hartmann, Supplementa ad Buxtorfii et Gesenii Lexica. H. 11. S. 173—176. (?)
2. The ramayana of Valmeeky by Carey and Marshman. H. 24—26. S. 369—416.
3. Grégoire, De la constitution française de l'an 1814. H. 32. S. 503—506.
4. Fr. v. Raumer, Handbuch merkwürdiger Stellen aus d. Geschichtschreibern des Mittelalters. H. 35. S. 559 u. 560.
5. (Leger) Führer durch die Ruinen des Heidelberger Schlosses. H. 65. S. 1048.

1815. Desgleichen von:
1. Capoll, Gesch. teutscher Nation. S. 76—78.
2 Curths, Die Bartholomäusnacht. S. 240.
3. Eichhorn, Deutsche Staats- u. Rechtsgesch. S. 1025—1037.
4. Commentatio critica in locum nobil. Jobi 19. 25—27. scrips. Kosegarten und eiusdem carminum orientalium triga. H. 68. S. 1073—1077.
5. Bericht über die Pariser Reise, im Intelligenzblatt der Jahrb. Nr. 9. S. 86—89.

Der schnelle Bothe aus der Rheinpfalz od. Großh. Bad. privileg. Landwirthschafts- und Geschichts-Kalender f. d. J. 1816. (Davon erschien auch eine zweite Auflage.)

1816. Rezensionen in d. Heidelb. Jahrb. von
1. Schweighäuser, Vie de G. Chr. Koch. H. 58. S. 928.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. Bericht über die Rückgabe der palat. Handschriften. Intelligenzbl. Nr. 3. S. 25—27.

Lat. Rede im Progr. der Heidelb. Universität zur Preisvertheilung am 22. Novbr. 1815. Heidelberg, 1816. 4. S. 3—31.

Der schnelle Bothe aus der Rheinpfalz u. s. w. für d. J. 1817.

1817. Geschichte d. Kreuzzüge. 3. Thl. 1. Abthlg. X, 282 u. 32 SS.

Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817. X u. 552 SS. 8.

1818. Artikel Abulfeda in Ersch u. Grubers Encyclopädie.

1819. Geschichte der Kreuzzüge. 3. Thl. 2. Abthlg. XII, 318 u. 18 SS.

Über die Verfassung, den Ursprung u. die Geschichte der Afghanen, in den Abhandlungen der Berl. Akad. d. Wiss. v. J. 1818 u. 1819. S. 237—267.

1820. Geschichte Berlins und seiner Bewohner, 1. Aufsatz im Berliner histor. genealog. Kalender f. 1820, S. 3—220.

Gutachten der histor. philol. Klasse der Berl. Akad. d. Wiss. an das preuß. Ministerium, die Monumenta Germ. betreffend, im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Gesch. II. Bd. 1. Heft. S. 3—18. Frankfurt a. M. 1820. 8.

Verzeichnis der f. die Mon. Germ. brauchbaren Handschriften der Berl. Bibl., ebenda S. 75—78.

Brief an Stein, d. d. 30. April 1820, das. S. 55—57.

1821. Geschichte Berlins u. seiner Bewohner, 2. Aufsatz im Berl. hist. geneal. Kalender f. 1821, S. 3—242.

Index librorum ad celebranda saecularia reform. ecclesiast. tertia a. 1817—1819 vulgatorum. Berol. 1821. 8.

1822. Geschichte Berlins u. seiner Bewohner, 3. Aufsatz im Berl. hist. genealog. Kalender für 1822. S. 3—248.

Artikel Berengar in Ersch und Grubers Encyclopädie.

1823. Geschichte Berlins und seiner Bewohner, 4. Aufs. im Berl. histor. geneal. Kalender für 1823, S. 3—264.

1826. Geschichte der Kreuzzüge, 4. Theil. XXII, 109 u. 620 SS.

1827. Über die Partheyen der Rennbahn, vornehmlich im byzantinischen Kaisertum, in d. Abhdl. d. Berl. Akad. d. Wiss. v. J. 1827. S. 217—43. (Auch in Raumers hist. Taschenb. 1830 u. in Sonderausgabe 1829.)

1828. Geschichte der Kzl. Bibl. in Berlin. Berlin 1828. 242 SS. 8.

1829. Geschichte der Kreuzzüge u. s. w. 5. Thl. XXII, 398 u. 42 SS.

Nekrolog für Ph. Buttmann in der Spenerschen und in der Vossischen Zeitung vom 27. Juni 1829.

Rezension von J. v. Hammer, Gesch. d. osmanischen Reichs, 1. Theil; 2 Artikel in Nr. 35—38 und 47—50, S. 278—303 u. 372—396 der Berliner Jahrbücher für wiss. Kritik v. J. 1829.

Über die Verhältnisse der Russen z. byzant. Kaiserthum in dem Zeitraum von 9.—12. Jahrhdt. in d. Abhdl. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1829, S. 75—135.

1830. Geschichte der Kreuzzüge. 6. Theil. XXIII, 652 u. 20 SS.

Entwürfe u. Studien eines niederländischen Meisters aus d. 15. Jahrhdt. Berlin 1830. quer 8.

Nicetae Acominati Choniatae narratio de statuis antiquis quas Franci — a. 1204 — destruxerunt, e codice Bodlejano emend. Leipz. 1830. 8. (Auch in Bekkers Ausg. d. Niketas. Bonn, 1835. S. 854—868.)

Rezension v. Münch, König Enzius, in Brockhaus' Blätt. f. litt. Unterh. v. J. 1830. Nr. 23 u. 24.

1831. Andronicus Comnenus in Raumers hist. Taschenb. 2. Jahrg. 1831. S. 431—548.

Rezension von W. Dieterici, Die Waldenser und ihre Verhältnisse zum brandbg.-preuß. Staate, in den Berl. Jahrb. f. wiss. Kritik. Berlin 1831, Nr. 102, S. 812—816.

Über die venetianischen Consuln in Alexandrien im 15. u. 16. Jahrhdt. Abhdl. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1831. S. 29—46.

1832. Geschichte der Kreuzzüge. 7. Theil, 1. u. 2. Abth. V, XXIV, 790 u. 175 SS.

Mohammedis, filii Chondschahi, vulgo Mirchondi historia Gasnevidarum persice et latine. Berlin 1832. XVI. u. 280 SS. 4.

1833. Vorrede zu Friedländers Index librorum ad celebr. saecular. confess. Augustanae trad. III. a. 1829—31 vulgatorum. Berlin 1833. 8.

Rezension von Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung zur Gesch. d. Ursprungs der Städte ct. in Schlesien und der Oberlausitz. Hamburg 1832, in d. Jahrb. f. wiss. Krit. Berlin 1833. Nr. 14—17, S. 116—134.

1834. Rezension von v. Hammer, Gesch. d. osman. Reiches, 2. Ausg., das. II. 366—68. (?)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1835. Die drei Perioden der Akademie der Wissenschaften in Berlin, und Friedrich II. als Geschichtsschreiber. Zwei akad. Reden. Berlin 1835. 40 SS. 8.

Vorrede zu Index librorum — — quibus bibl. regia Berol. aucta est a. 1835. 8.

Mirchonds Geschichte der Sultane aus dem Hause Bujeh, persisch u. deutsch. Abhandl. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1835, S. 1—120 u. Sonderausgabe, Berlin 1835. 4.

Rezensionen in den Berl. Jahrb. f. wiss. Krit. f. 1835 von

1. v. Hammer, Samachscharis gold. Halsbänder. S. 166—168.
2. v. Mosel, Gesch. d. k. k. Hofbibl. zu Wien, S. 265—272.
3. Flügel, Text. arab. Corani ct. S. 319 u. 320.
4. Catalogue of Manusc. i. the British Mus. S. 862—864.

1836. Rezension von

Endlicher, Verzeichnis der codices philologici latini in der Wiener Hofbibl., das. II, S. 710—712.

Die Artikel Pachymeres u. Palaeologen in Ersch und Grubers Encyclopädie.

1838. Über die dem Leo Allatius zur Übernahme der bibliotheca Palatina ertheilte Instruktion. Jahnsche Jahrb. f. Philologie. V. Suppl. Bd. 1. Heft. Leipzig 1838. S. 5—17.

1839. Gesch. d. kgl. Bibl. in Berlin in d. J. 1828—39, vor dem Index librorum quibus bibl. reg. Berol. aucta est a. 1837 et 38. Berl. 1839. 30 SS. 4.

Anzeige von Description of the Greek Papyri in the British Museum. Part I. London, 1839, in Brandes' Litter. Zeitung 1839. Nr. 52.

1840. Anzeige von „Bericht über des kgl. Hofraths und Professors Riedel im J. 1839 unternommene Reise zur Ermittelung und Sammlung von Quellenschriften für d. Brandenbg. Geschichte". Brandes' Litterar. Zeitung 1840. Nr. 6.

Nach Wilkens Tode wurde aus seinem Nachlaß von seinem Sohne noch herausgegeben eine im J. 1821 auf Veranlassung des Staatskanzlers Hardenberg verfaßte Abhandlung

Über das s. g. Vaticinium Lehninense, in Schmidts Allg. Zeitschrift für Geschichte 1846. S. 176—191.

V.

Schriften, die Fr. Wilken gewidmet sind.

1. A. J. Paulsen, Apographi Gothani Anthologiae graecae accurata correctio.
2. Fr. Rühs, Ausführliche Erläuterung der 10 ersten Kapitel des Tacitus über Deutschland. Berlin 1821. (Neben 7 anderen Berliner Gelehrten auch Wilken gewidmet.)
3. M. Pinder, De adamante commentatio antiquaria. Berol. 1829. 8.
4. E. G. Graff, Über das glossarium Salomonis. In dessen Diutisca III. Bd. 3. Heft.
5. F. W. Barthold, Der Römerzug Kaiser Heinrichs VII. 2 Thle. Königsberg 1830 u. 1831. 8.
6. K. F. Neumann, Vahram's chronicle of the armenian kingdom in Cilicia during the time of the crusades. London 1831. 8.
7. K. J. Hoffmann, Beweis und Darstellung des ausgebildeten musikalischen Taktes bei den Griechen aus ihren eigenen Musikern. Berlin 1832. 8.
8. J. Klaproth, Examen critique des travaux de feu Mr. Champollion sur les hiéroglyphes. Paris 1832. 8.
9. A. Krause, Vitae et fragmenta veterum historicorum romanorum. Berol. 1833. 8.
10. J. F. George, De Aethiopum imperio in Arabia felici. Berol. 1833. 8⁰. (Auch Ideler mitgewidmet.)
11. A. F. Riedel, Diplomat. Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg. 1. Theil. Berlin 1833. 8.
12. Fr. Wilkenio XI. vitae lustrum feliciter peractum pio animo gratulatur M. Pinder. Berol. 1833. 8.
13. J. v. Hammer, Über die Länderverwaltung unter dem Chalifat. Berlin 1835. 8.
14. H. Smidt, Schiffermärchen und Seemannssagen. 1. Theil. Berlin 1835. 8.
15. Th. Friedländer, Numismata medii aevi inedita comment. ac tabulis illustr. Berol. 1835. 8.
16. H. F. Wüstenfeld, Ibn Chalicani vitae illustrium virorum. Göttingen 1838. 4.
17. Ideler, Die Sage vom Schuß des Tell. Berl. 1836. 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

18. K. J. Hoffmann, Griech. Lesebuch. Berlin 1837. 8. (Auch A. Meineke mitgewidmet.)
19. Pinder und Brandes, Probe eines zum Druck bestimmten wissensch. Verzeichnisses der in der königl. Bibliothek in Berlin vorhandenen Schriften über preuß. Geschichte. Historische Litteratur von Pommern. Berlin 1837. 8.
20. Klenze, Philologische Abhandlungen, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1839. 8. (7 andern Berliner Gelehrten mitgewidmet.)
21. W. Reinhold, Chronik der Stadt Prenzlau. Prenzlau 1839. 8.
22. L. Schopen, Annae Comnenae Alexiadis l. XV. Bonnae 1839. I. (Auch J. Geel mitgewidmet.)

VI.

Aus zwei Aufzeichnungen von Karoline Wilken über ihren Vater Johann Friedrich August Tischbein und über ihre eigene Jugendzeit.[1])

[S. S. 10, Sp. 2, Anm. 5 u. 7.]

Was die äußere Erscheinung meines guten Vaters angeht, so war er von mittlerer Größe und, seit ich ihn mir vorstellen kann, etwas wohlbeleibt, was in seinen späteren Jahren noch zunahm. Doch zeigte sich in seiner Gestalt eine sehr gefällige Gewandtheit, er war, insofern der Ausdruck für einen Mann paßt, graziös in allen seinen Bewegungen und konnte auch an anderen ungefüge Bewegungen nicht wohl leiden; so erinnere ich mich, daß er bei uns Kindern genau darauf achtete, wie wir Hände und Arme hielten, ob wir uns gerade trugen und auswärts gingen. Der Mensch, behauptete er, könne sich gewöhnen ohne alle Ziererei stets in anmutiger und würdiger Haltung zu erscheinen. Denn wie jeder wahrhaft gebildete Mensch die Sprache in seiner Gewalt haben müsse, so vermöge man auch seinen Körper zu beherrschen, daß er sich schicklich füge nach unserm Willen, und ich meine, er hatte recht.

Der Vater hatte tiefblaue Augen, sein Blick war bedeutend, in der Regel ernst, konnte aber ebenso in gewinnender Freundlichkeit wie in strengem Eifer aufleuchten. Seine Züge waren nicht schön, aber angenehm und trugen das Gepräge echter Herzensgüte. Sein eigenes Haar hatte er schon in der Jugend durch schwere Krankheit eingebüßt, weshalb er stets eine zierlich gepflegte und nach der Mode der Zeit frisierte Perrücke trug, die aber doch gepudert sein mußte. Sein Anzug, der allerdings immer etwas hinter dem neusten Schnitt zurückblieb, war ungemein sauber und fein; selten trug er Stiefel, meist schwarzseidene Strümpfe und Schuhe. Sein Anstand war vornehm, man hätte ihn, wenn er in Gesellschaft erschien, für einen Prinzen halten können.

Seine Laune und gemütliche Stimmung hingen leider zu sehr von seinem körperlichen Befinden ab und waren daher, weil er sich oft krank fühlte, sehr wechselnd. Er konnte furchtbar heftig werden, bei dem geringsten Anlaß. So riß er einst in einer solchen Aufwallung seine Nachtmütze vom Kopf und warf sie nach der Mutter. Diese, gewohnt, seiner Heftigkeit mit großer Ruhe zu begegnen, hob sie auf und reichte sie ihm freundlich wieder hin, worauf er herzlich lachte. Sein Zorn verrauchte überhaupt bald, und auch in der Hitze hatte sein Benehmen nichts eigentlich Rohes; er war, möchte ich sagen, anmutig im Zorn, und niemals entschlüpfte ihm ein gemeines, häßliches Wort.

Ein Hauptzug seines Charakters war Großmut im allerweitesten Sinne. Nach dem Tode seines Vaters, des Hofmalers und Kabinetts-Sekretärs des Herzogs von Sachsen-

---

[1]) Die nachfolgenden Aufzeichnungen der feinsinnigen Frau enthalten neben bedeutenden Ausführungen allerdings auch weniger wichtige Erinnerungen, die ich aber doch wegen der ansprechenden Art der Darstellung und wegen des Interesses, welches die Schreiberin selbst für manche Leser bald gewinnen dürfte, nicht habe beseitigen mögen; auch ist die Kleinmalerei, in der z. B. das kleinstädtische Leben der um hundert Jahre hinter uns liegenden „guten alten Zeit" oder im Gegensatz dazu die unstäte Existenz eines Porträtmalers von Beruf uns vor Augen tritt, nicht ohne Reiz; dagegen sind viele Teile von besonderem Wert für die Kenntnis ihres Vaters, eines der bedeutendsten Porträtisten seiner Zeit, über den sehr wenig biographische Notizen an den betreffenden Stellen von Nagler, Seubert, der Allg. D. Biogr. u. a. vorhanden sind; an manchen anderen Teilen, wie z. B. in der Schilderung des romantischen Treibens in Jena oder des Weimarischen Kreises, sowie einzelner Persönlichkeiten, wie besonders Auguste Böhmer, oder in dem Kabinettsstück über K. Mattei erheben sich diese Erinnerungen der frühreifen Erzählerin zu einer wertvollen Quelle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hildburghausen, Johann Valentin Tischbein, [1767] unterhielt er dessen Witwe und Tochter, seine Stiefmutter und Stiefschwester, aus eigenen Mitteln. Überhaupt schien es, wenn er jemand verpflichtete, als werde er selbst verpflichtet. Viele schöne Züge, welche dies beweisen, erzählte uns öfters die Mutter. Nach dem Tode der Stiefmutter (1796) bezog die Schwester Luise Tischbein nach wie vor ein Jahrgeld von ihm, bis sie sich später in ihrem 36. Jahre mit einem Kaufmann und Rat in Hamburg, J. A. Wolf, verheiratete.

Der Vater war im Jahre 1750 am 9. März in Mastricht geboren und hatte seine ersten Studien als Künstler unter seinem Oheim Johann Heinrich Tischbein in Cassel gemacht. Von seinem 28. Jahre an stand er in Diensten des Fürsten von Waldeck, der ihm Urlaub zu mehreren Kunstreisen erteilte und ihm namentlich einen ziemlich langen Aufenthalt in Italien verstattete.[1]) Dort, sowohl in Rom, wie in Neapel erwarb ihm seine liebenswürdige Persönlichkeit viele Gönner und Freunde, nebenbei galt er auch bei den Damen für einen sehr flinken, trefflichen Tänzer. Vielleicht hätte er in Italien sich mehr und vielseitiger in seiner Kunst ausbilden können ohne diese geselligen Talente, welche zu sehr in Anspruch genommen wurden und ihn weiter verlockten, als sich mit einem ernsten Ziele verträgt. Doch bildete sein Geist sich auf seinen Reisen bedeutend aus. Er verstand den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten und berühmten Männern so gut zu benutzen, daß er auf diese Art sich vielleicht mehr Kenntnisse aneignete, als mancher, der mühsam Jahre lang studiert. In Neapel[2]) fand er seinen Vetter Wilhelm, den später unter dem Namen des Neapolitaners Tischbein berühmt gewordenen Künstler. Der Vater erzählte uns viel von diesem höchst genialen Manne, dessen reiche schaffende Phantasie er bewunderte, dem er aber den eigentlichen Sinn für das Kolorit absprach, was allerdings einige Porträts, die ich von ihm sah, beweisen.

Dieser Tischbein stand in hoher Gunst bei der Königin Karoline von Neapel, die sich auch dem Vater sehr gnädig erwies. Beide Vettern durften bisweilen teil nehmen an den zaubergleichen Festen, welche die Fürstin zu veranstalten wußte.[3])

In Wien war der Vater, dünkt mich, zweimal, und befreundete sich dort besonders mit dem bekannten Historienmaler Füger, dem nachmaligen Direktor der Malerakademie daselbst, welchem er nach seinem Ausspruch viel verdankte in Bezug auf den Farbenton; überhaupt vervollkommnete er sich in Wien bedeutend in der Kunst.

Mit dem Kupferstecher Johann Gotthard Müller[1]) aus Stuttgart verband den Vater schon früh die innigste Freundschaft, was insofern merkwürdig war, als schroffere Gegensätze unmöglich gefunden werden konnten, als beider Charaktere bildeten. Müller, in hohem Grade phlegmatisch und prosaisch, war ein Mann von tüchtigem praktischen Lebensverstand, aber weit entfernt von aller Genialität. Der Vater dagegen, voll Geist und Laune, sanguinischen Temperamentes, aufbrausend, weich und reizbar, wurde leicht von dem Eindruck des Augenblicks übermannt, während Müller alles doppelt und dreifach überlegte, bevor er sich entschließen konnte zu handeln. Müller war sparsam, um nicht zu sagen geizig, der Vater freigebig und wohl noch über diese Grenze hinaus. Trotz dieser Verschiedenheit dauerte beider Freundschaft ununterbrochen fort. Beide waren gleichzeitig in Paris, als Marie Antoinette dort zuerst in königlicher Herrlichkeit erschien. Von dem ihr zu Ehren veranstalteten Feste, welches in übler Vorbedeutung ein so unseliges Ende nahm, erzählte der Vater als Augenzeuge oft.

Als der Vater 1782 in seinem 33. Jahre von einer zweiten Reise nach Paris und Italien zurückkehrte und sich in Arolsen einrichtete, lernte er die Mutter, die Tochter des fürstlichen Kammerrats Müller kennen, welche bald seine Liebe gewann. Sophie Müller, war das schönste Mädchen in der Stadt und nicht unempfindlich gegen die Bewerbungen des gefeierten, interessanten Künstlers. Oft hat uns die Mutter von des Vaters Bewerbung um sie erzählt, wovon ich nur die Hauptsache anführen will, nämlich seine endliche bestimmte Erklärung. Sie waren beide auf einem Ball in Arolsen. Der Vater tanzte mit der Mutter ein Menuett. Als sie nach der Eingangstour sich wieder vereinigten, benutzte der Vater den kurzen Moment, um die Mutter zu fragen, ob sie geneigt sei mit ihm durch das Leben zu tanzen. Zeit zur Antwort gestattete die Figur des Tanzes nicht, als sie aber in der Schlußtour sich wiederfanden,

---

[1]) Mit der 7 Jahre lang ihm gewährten Unterstützung des Grafen von Waldeck besuchte er besonders 1780 Paris, wo er auch schon 1770 gewesen war.

[2]) Es war wohl in Rom. Vergl. übrigens das Buch dieses Vetters Wilhelm Tischbein: „Aus meinem Leben", Braunschweig 1861. I. 163. II. 34, 44, wo er besonders von Friedr. Tischbeins Liebenswürdigkeit, Gutherzigkeit, seiner Bildung und der Feinheit seines Benehmens mit großer Anerkennung spricht.

[3]) Übrigens waren beide nicht zur selben Zeit in Neapel. Hier malte Friedr. Tischbein ein Bild der Königin Karoline, das so schön befunden wurde, daß diese ihm auftrug, es ihrer Mutter Maria Theresia selbst nach Wien zu bringen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst wurde er dann vom Grafen von Waldeck zum Hofmaler ernannt und siedelte sich in Arolsen an.

[1]) 1747—1830. S. über ihn d. Allg. D. Biogr. XXII. 610—616, wo auch die engen Beziehungen beider hervortreten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

antwortete die Mutter: „O ja!", und der Bund war geschlossen.

Der am 16. Dezember 1782, dem 22. Geburtstage der Mutter, geschlossenen Verlobung folgte nach einigen Wochen, am 5. Januar 1783, die Hochzeit.[1]) Mehrere Gedichte und Briefe des Vaters an seine schöne Braut zeugen von großer Zartheit der Empfindung und tiefer Neigung. Auch durfte man diese Ehe zu den glücklichsten zählen. Der Mutter lebensfroher Sinn und ihr festes, stets gleichmäßiges Benehmen eignete sie vor vielen anderen zu einer passenden Lebensgefährtin des Vaters.

Der Kammerrat Müller, mein Großvater, gehörte mit seiner Familie zu den schlichten, einfachen Menschen der guten alten Zeit, welche sich gegen die Einflüsse der neuen wahren, so gut sie können. Seit längerer Zeit wegen Krankheit pensioniert, bewohnte er in dem eine kleine halbe Stunde von Arolsen gelegenen Städtchen Mengeringhausen ein kleines ihm gehöriges Haus, dessen Beschreibung ich hier zugleich mit einer Schilderung der Familie versuchen will.

Die äußere Einfachheit des Hauses stimmte mit der inneren Einrichtung desselben genau überein. Rechts vom Eingange, durch die niedrige Hausthüre führte eine andere Thür in das Wohnzimmer der Großeltern, an welches ihr Schlafgemach, ein mit grünen Vorhängen verdeckter Alkoven, stieß. Zimmer und Alkoven waren äußerst sauber gehalten, aber von jeder Zierde entblößt. Im Wohnzimmer, zwischen den glänzend geputzten Fenstern, hing ein schmaler kleiner Spiegel, unter welchem ein kleiner Tisch mit einer bunten wollenen Decke stand. Längs der Wand, dem Eingang gegenüber, reihten sich einfache Stühle von Eichenholz, vor welchen ein blankgebohnter Tisch stand, den stets eine schneeweiße Damastserviette bedeckte. Eine Kommode und ein Schrank, ebenfalls von Eichenholz, und kurze weiße Fenstervorhänge vollendeten das Ameublement des niedrigen, weiß getünchten Gemachs. Links von der Hausthür war das Speisezimmer, an welches eine Vorratskammer und die Küche stießen. In ersterem, das ziemlich geräumig war, stand am oberen Ende ein kleiner Webestuhl, auf welchem das im Hause gesponnene feine Garn zu gewissen bestimmten Zeiten im Jahr verarbeitet wurde. In dem oberen Stock des Hauses befand sich rechts von der Treppe ein ziemlich langer schmaler Saal, wo man außergewöhnliche Gäste empfing; aber auch hier zeigten sich nur weiße Wände, die in oft erneuter Auffrischung die Augen blendeten, kleine Spiegel, ein schmaler, länglicher Eßtisch und zu beiden Seiten eichene Stühle und Sophas, ungefähr unsern jetzigen Gartenbänken ähnlich, mit tüchtig harten Polstern und mit buntem Glanzkattun überzogen. Links am Flur lagen die kleinen Zimmer für den Sohn und die Töchter des Hauses und etwaige Gäste. In den Kammern für letztere befanden sich hochaufgetürmte Betten, deren ein Prinz sich nicht hätte schämen dürfen. Alles im Hause, auch die mit Kupfer-, Zinn- und Messinggerät reich gefüllte Küche zeugte nicht von Reichtum, aber von wohlgehaltenem, aufgespartem Eigentum.

So sah es im großelterlichen Hause in Mengeringhausen aus, und die Bewirtung, welche man da fand, glich der äußeren Einrichtung, sie war einfach und geordnet, aber gastfrei und bequem. Der Großvater, den ich mich nicht erinnere anders als im Schlafrock, mit einer weißen Zipfelmütze, die ein grünseidenes Band schmückte, gesehen zu haben, war ein großer, hagerer Mann, trotz seiner Kränklichkeit von ungebeugter Haltung und einem sanften, heiteren Antlitz, das recht bezeichnend die edle, milde Richtung seines Charakters ausdrückte, der ihm allgemeine Achtung erworben hatte. Er mochte zu der Zeit, wo meine Vorstellungen beginnen, wohl über 70 Jahre alt sein. Die Großmutter, wohl 20 Jahre jünger, war von mittlerer Größe, trug sich ebenso gerade wie ich es oft an meiner Mutter bewundert habe, und war auch wie diese mehr hager als stark. Sie hatte wunderschöne schwarze Augen, belebte, aber etwas strenge Züge und wenig Farbe. Ihre Toilette war äußerst sauber, aber weit hinter der damaligen Mode zurück. Sie trug einen Rock und eine Kartusche von dunkelgeblümtem Zitz — ein feineres Zeug als gewöhnlicher Kattun —, eine blendend weiße Schürze von Leinwand, ein gestärktes Halstuch kreuzweis über die Taille gesteckt, und eine Backenhaube mit feinen Brabanter Spitzen besetzt, unter der ihre noch glänzend schwarzen Haare ungepudert und schlicht gekämmt sich zeigten. Mir kam sie in diesem Anzug wenn nicht hübsch, doch sehr ehrwürdig vor. Das Hausregiment führte sie gerecht, aber scharf, indem sie selbst mit dem Beispiel unnachlassender Thätigkeit und Pünktlichkeit denen voranging, von denen sie dasselbe forderte. Die noch unverheiratete Tante Antoinette oder Nette, wie sie genannt wurde, war ein munteres junges Mädchen von besonders zierlichem Wuchs, schönen Zähnen und unerschöpflich guter Laune. Flink und fleißig bewegte sie sich den Tag über rüstig umher, den Abend aber spann sie, und zwar ein Fädchen, so fein wie die guten Feen im Märchen. Noch muß ich des ebenfalls unverheirateten Oheims erwähnen, der im Hause wohnte. Onkel August war ein hübscher, ernst blickender, sehr sanfter Mann von

[1]) In Füßli, Künstlerlex. II. S. 1896 ist sie fälschlich als Tischbeins zweite Frau bezeichnet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

etwa 30 Jahren, seinem Vater adjungiert, dessen Titel er aber, wie ich glaube, damals noch nicht führte.

Zu dieser einfachen Familie paßte mein Vater, welcher auf seinen Reisen und durch seinen Aufenthalt in Paris, Rom, Neapel und Wien eine ganz andere Welt hatte kennen lernen, allerdings nicht besonders. Die altbürgerlichen, derben Formen der guten Leute verletzten seinen verwöhnten Geschmack, während sie wiederum an seiner verfeinerten Art und Weise manchen Anstoß nahmen, woraus dann ein nicht sehr behagliches Familienverhältnis entstand. Selbst die Mutter hatte als Braut, so zärtlich der Vater sie liebte, unter Anforderungen desselben zu leiden, die sie vermöge ihrer Erziehung nicht befriedigen konnte, obwohl ihre Anmut und Gefügigkeit sie bald fähig machten, in den vornehmsten Kreisen ohne Anstoß aufzutreten. So lange die Mutter als Braut noch im elterlichen Hause lebte, behauptete die Großmutter ihr Ansehen, ohne alle mildernde Rücksicht auf des Bräutigams Gegenwart, der, wenn seine Braut „die Woche hatte", d. h. kochen mußte, entweder genötigt war, sie bei seinen Morgenbesuchen in der Küche aufzusuchen oder zu warten, bis alles fertig war. Derselbe Fall trat bei der Wäsche ein, welche von den Töchtern des Hauses meist allein besorgt wurde. Sehr bezeichnend für die Sitte des Hauses ist es auch, daß die Mutter selbst an ihrem Hochzeitstag um drei Uhr des Morgens aufstehen und eigenhändig den Festkuchen backen mußte, zum äußersten Verdruß ihres Verlobten; aber hier half kein Einreden, kein Bitten, es mußte nach dem Willen der Großmutter gehen.

Mein Vater war in Arolsen angestellt, wohnte aber nicht gern dort, da er als Künstler in der kleinen Stadt so gut wie alles entbehrte, und die Mutter konnte sich trotz ihrer gefälligen, leicht verträglichen Natur nicht wohl mit der Stiefmutter und der Stiefschwester der Vaters befreunden, welche im Hause mitwohnten.

Der einzige Verwandte in Arolsen, welcher dem Vater genügte, indem er seiner eigenen Bildung entsprach, war der Regierungsrat Frensdorf, ein Bruder der Großmutter, und als rechte Hand des Fürsten ein wichtiger Mann im Ländchen. Er wohnte im Schlosse, prächtig eingerichtet, wie der Fürst selbst, und gefiel sich im ledigen Stand. Die Familie hatte vor diesem Oheim den tiefsten Respekt, er seinerseits liebte die Verwandten von Herzen und zeigte sich deshalb nachsichtiger gegen ihren Mangel an Weltbildung, der weniger aus Unvermögen, das Fehlende sich anzueignen, als vielmehr aus entschiedener Abneigung dagegen entstand, eine Abneigung, die auf Grundsätzen beruhte, welche man jedenfalls achten mußte.

Die Mutter war des Onkels Frensdorf Lieblingsnichte, er sah ihre Verbindung mit einem so geachteten Künstler und wackeren Mann, wie der Vater war, sehr gern und benutzte seinen Einfluß auf Schwester und Schwager, um sie derselben geneigt zu machen. Doch gelang es ihm nicht, ein behagliches Einverständnis zwischen den Seinigen und dem Vater herbeizuführen. Die Hartnäckigkeit der ersteren in vorgefaßten Meinungen und die Reizbarkeit des neuen Familienmitglieds vereitelten jeden Versuch der Art. Mehr aber als alles andere trug zu der bestehenden Disharmonie zwischen den Parteien ein heimlicher Einfluß bei, der von der Tante Luise Tischbein ausging.

Des Vaters Heftigkeit abgerechnet, war er der beste Ehemann und Vater. Wenn er später so mit uns und der Mutter an Winterabenden im traulichen Stübchen saß, die Mutter ihm vorlas und wir Kinder spielten, konnte er wohl plötzlich im erhebenden Gefühl seines Glückes aufspringen und uns der Reihe nach umarmen.

Seine Dienstverhältnisse in Arolsen waren nicht eben bindend; der gute Fürst, stets in Geldnot, blieb dem Vater meist das Gehalt schuldig, war froh, wenn dieser ihn nicht mahnte, und gestattete ihm gern unbedingten Urlaub, den der Vater dann zu mehreren längeren Reisen nach Holland benutzte.

Meine ersten Erinnerungen[1]) führen mich weit zurück, in mein fünftes Jahr, wo ich mit der Mutter den Vater auf seiner zweiten Reise (1788) nach dem Haag in Holland begleitete, während meine kleine Schwester der Fürsorge der Stiefgroßmutter und Stieftante überlassen blieb. Im Haag genoß ich den ersten Schulunterricht, dessen ich mich so genau erinnere, daß die Gestalt einer sehr bejahrten Schullehrerin mir noch ganz deutlich vorschwebt. — Wahrscheinlich war ich, was man ein artiges Kind nennt, denn ich genoß die als Belohnung geltende Auszeichnung, bisweilen an dem Tisch der alten Großmutter des Hauses speisen zu dürfen, wo es immer besondere Leckerbissen gab, die mir sehr wohl behagten. Ich war auf halbe Pension in der Schule, ein alter Bedienter, Philipp, brachte mich morgens hin und holte mich abends wieder heim.

Wie dem Vater im Haag als Künstler die erfreulichste Anerkennung zu teil wurde, ebenso gewann der Mutter blühende Schönheit und Anmut ihr alle Herzen, und mit wahrem Triumph führte der Vater sie dort in die Kreise

[1]) Am 5. November 1783 wurde dem jungen Paar ihre älteste Tochter, die Schreiberin dieser Aufzeichnungen, und etwa 1787 die zweite, Betty, geboren, die später die Gattin von Theodor Körners Freund Wilhelm Kunze in Leipzig wurde. Einen launigen Brief Körners an sie besitze ich.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der vornehmen Welt ein, die sich ihm öffneten, so wie bei vertrauten Freunden, die er während seines ersten Aufenthaltes dort sich erworben hatte. Zu letzteren gehörte die Familie des Buchhändlers Sander, der Erzieher des Erbprinzen, Geheimrat von Euler, und der dänische Gesandte, Baron von Schubart[1]), mit seiner Frau. In diesen vertrauten Kreisen verlebten die Eltern ihre genußreichsten Stunden; alle Annehmlichkeiten des Lebens, welche Reichtum gewähren kann, fanden sich hier vereinigt mit gemütlicher und geistiger Befriedigung; es mag ein wahres Feenleben gewesen sein, und die Eltern genossen es mit freudigem, geweckten Sinn.

Die Mutter hatte eine wunderschöne Stimme, was den Vater bewog, ihr Unterricht im Gesang geben zu lassen, und sie machte bald so glänzende Fortschritte, daß sie mit Sicherheit in Gesellschaft sich hören lassen durfte und mit Beifall überschüttet ward.

Doch reisten meine Eltern schneller ab, als sie ursprünglich beabsichtigt, da sie traurige Nachrichten von dem Gesundheitszustand des Großvaters erhielten, dessen Ende man erwartete und der sich unbeschreiblich danach sehnte, die Mutter noch einmal zu sehen. Von dieser Rückreise ist mir wenig erinnerlich, desto lebhafter aber hat sich mir die Stunde eingeprägt, wo wir in Mengeringhausen ankamen.

Es mochte Mittag sein, als wir zu Fuß — denn der Wagen konnte in der schmalen, zu beiden Seiten mit ansehnlichen Pfützen versehenen Straße nicht vorfahren — das großelterliche Haus erreichten und das Wohnzimmer betraten. „Tretet sacht ein, lieben Kinder", sagte die Großmutter, „der Vater schläft." Plötzlich aber rief es aus dem Alkoven, wo der Großvater lag: „Nicht doch, ich bin wach und weiß, daß Fiekchen (so nannte er die Mutter) gekommen ist, laßt sie gleich zu mir." Die Vorhänge des Alkovens wurden jetzt zurückgezogen, und die Mutter eilte jetzt mit mir an das Bett des sterbenden Großvaters. So viele Jahre auch schon seit jener Zeit dahin schwanden und so jung ich damals noch war, bewahrt mein Gedächtnis doch noch den Eindruck, welchen meine kindliche Seele in jenem feierlichen Augenblicke empfing. Ich erinnere mich deutlich der beinah schon verklärten Züge des Großvaters, wie er da lag und die verwelkte, zitternde Hand auf das Haupt der Mutter legte, die vor ihm kniete. „So hat denn Gott mein Gebet erhört", sagte er, „ich sehe dich noch einmal, mein Fiekchen, und sterbe nun gern." Dann winkte er mich zu sich, und ich empfing seinen Segen, worauf er Gott in frommem Gebet unsere Zukunft empfahl. — Warum der Vater nicht gegenwärtig war, kann ich mich nicht entsinnen, ich weiß nur, daß er fehlte.

In der Freude des Wiedersehens schwand des Sterbenden klares Bewußtsein, er legte sich still zurück und phantasierte bis zu seinem letzten Augenblicke, der am Abend dieses Tages eintrat. Nur von den lieben Engeln, welche sein Lager umschwebten und ihn seinem Vater im Himmel zuführen wollten, sprach er und rief oft aus: „O wie herrlich! O wie schön!" So starb der Großvater, und Besseres kann ich mir und den Meinigen nicht wünschen, als dereinst auch so einen sanften, seligen Tod.

In Arolsen lebten die Eltern, wie erwähnt, nicht gerade unter den angenehmsten Verhältnissen; daran war teils des Vaters mehrgenannte Stiefschwester Luise schuld. Tante Luise war eben so häßlich, wie meine Mutter schön; sie hatte scharfe, männliche Züge, die Nase von besonderer Häßlichkeit, langgebogen und kupfrig, kolossale Gliedmaßen, eine rauhe Stimme, kurz alles an ihr war abstoßend, bis auf ihre Arme und Hände, welche, recht im Kontrast mit ihrer sonstigen Bildung, zart gerundet und blendend weiß waren. An Geist und Klugheit fehlte es ihr jedoch nicht, und sie verstand, wenn sie wollte, zu gefallen und zu imponieren. Mein Vater, dem sie artig zu schmeicheln wußte, hatte viel Neigung zu ihr und glaubte, da er [im Jahr 1792] eine dritte Reise nach Holland unternahm, mich und meine kleine Schwester unbedingt ihrer Liebe und Sorgfalt anvertrauen zu dürfen.

Aus der Zeit kurz vor der Abreise der Eltern erinnere ich mich eines Vorfalls, der tiefen, erschütternden Eindruck auf mich machte und uns beinahe den Vater raubte. Die Eltern erwarteten Gäste, unter andern den damals berühmten Schauspieler Großmann und seine Tochter, die nachmalige Unzelmann. In den oberen Zimmern war alles festlich geschmückt, einige Gäste waren schon angekommen, und die Mutter stand am Klavier, mit Ordnen einiger Musikstücke beschäftigt, wobei ich zusah; sie hatte den Vater gebeten, ihr aus einem anderen Zimmer ein Notenbuch zu holen, und indem er damit zurückkehrte, schwankte er plötzlich und fiel besinnungslos nieder. Ein Schlag hatte die rechte Seite getroffen. Der laute Angstschrei der Mutter zugleich mit diesem Anblick drang tief in meine Seele. An die Stelle der behaglichen Erwartung eines heiteren Festes trat grenzenlose Verwirrung und Jammer.

Sehr langsam erholte sich der Vater wieder, aber sein rechter Arm blieb längere Zeit gelähmt; die beabsichtigte Reise erlitt einen Aufschub von mehreren Monaten,

[1]) Hermann Freiherr von Schubart war später dänischer Gesandter in Neapel und ist durch seine Beziehungen zu Thorwaldsen bekannt. Dieser fertigte 1814 für Frau von Schubart das schöne Denkmal an, welches Thiele, Leben und Werke Thorw., Tafel 84 giebt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bis der Vater endlich imstande war sie anzutreten, ein Unternehmen, das in jeder Beziehung nicht wohl überlegt war und gebüßt werden mußte, wie es sich später erwies.

Seine früheren Reisen nach dem Haag und die günstige Aufnahme, welche er dort gefunden, hatten dem Vater Holland lieb gemacht; diesmal beschloß er in Amsterdam sein Heil zu versuchen, in guter Zuversicht auf Erfolg. So kam er mit einigen Empfehlungen und eben nicht reichlicher Kasse versehen in Amsterdam an. Bevor er aber noch irgendwo Besuche machen konnte, warf ihn ein böses Fieber nieder, und ein Arzt mußte gerufen werden. Dieser Arzt, Dr. Mitchel, zeigte sich als ein höchst einsichtsvoller, verständiger Mann, der Vater konnte in keine besseren Hände fallen.

Die Eltern hatten einen alten Bedienten, den schon genannten Philipp, und dessen Frau mitgenommen; dieses bejahrte Ehepaar nebst einem holländischen Mädchen, das gleich gemietet wurde, besorgte die Geschäfte des Hauses. Kaum aber hatte der Vater sich gelegt, dessen Fieber noch keinen völlig entschiedenen Charakter zeigte, als der alte Philipp von einem bösartigen Nervenfieber befallen wurde und nach wenigen Tagen starb. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verdeckte die Mutter dem Vater das Nichterscheinen seines alten Dieners, den er ungern entbehrte. Unter die Eigenheiten des Vaters gehörte eine Art Scheu vor schwer Erkrankten und Toten, ein Gefühl, das er niemals zu bemeistern vermochte. Es galt nun, ohne Lärm und Aufsehen die Beerdigung des Toten zu bewerkstelligen, wozu die Sitte in Amsterdam günstige Gelegenheit bot, indem sich dort sogenannte Leichenbesorger fanden, die für ein bestimmtes Honorar die Leiche übernahmen, in der Stille aus dem Hause schafften und für das Weitere sorgten. Dr. Mitchel empfahl der Mutter einen solchen Mann, und alles ging so in der Stille ab, daß der Vater nichts merkte. An demselben Tage aber, wo die Überreste des treuen deutschen Dieners in holländischer Erde gebettet werden sollten, erkrankte die Wittwe desselben an dem nämlichen Übel und wollte als Pflegerin nur die Mutter um sich dulden. Es gehörte eine Natur dazu, wie die Mutter sie glücklicherweise besaß, um zu ertragen, was in dieser Zeit ihr zu leisten oblag; vom Krankenbett des Vaters zu dem der Dienerin eilend, Tag und Nacht ohne Ruhe, mußte sie auch diesen Fall dem Vater noch verheimlichen. Sie ließ ihn die alte Lore mit der Pflege ihres Mannes beschäftigt glauben, und der Vater ahnte die Wahrheit noch nicht. Auch hier zeigte die Krankheit sich tödlich, und nach wenigen Tagen folgte die arme Frau ihrem Manne. Jener nützliche Besorger wurde abermals ins Haus beschieden, und als er das Geld für die Beerdigung auch dieser Toten, 100 fl., einstrich, schmunzelte er behaglich, rieb sich, vergnügt die Mutter ansehend, die Hände und sagte: „Mefrow, ich recommandiere mich.“ Diese Worte trafen die Mutter, wie sie später oft erzählte, wie ein Blitzstrahl, unsägliches Grauen befiel sie, und einer Ohnmacht nahe erreichte sie das Bett des Vaters, den sie sanft schlafend fand. Geistig wie körperlich völlig erschöpft, im gewissen Glauben, sie selbst werde nun wohl die nächste Beute des Todes sein als Opfer der ansteckenden Krankheit, fällt sie auf ihr notdürftig bereitetes Lager neben dem des Vaters hin und versinkt bald in tiefen Schlaf. Eine sanfte Berührung erweckt sie endlich, und die Augen aufschlagend erblickt sie den Vater über sie hingebeugt; die gute Mutter hatte von Morgens 10 Uhr bis zum späten Nachmittag geschlafen, und der Vater hatte trotz seines Bedürfnisses nach Erquickung nicht gewagt, sie früher aus dem ersten Schlummer, dessen sie seit fast 14 Tagen genoß, zu wecken.

Indessen hatte er Zeit gefunden, Betrachtungen über das so gänzlich verschwundene alte Ehepaar anzustellen, die ihn zu dem Schlusse führten, es müsse doch mit ihnen eine ernstere Bewandtnis haben, als die Mutter eingestand. Seine erste Frage, als diese sich ermuntert hatte, war also: „Was macht der Philipp und die Lore? sag mir die Wahrheit!“ Die Mutter, rasch entschlossen, erwiderte: „Lieber Mann, sie sind beide begraben.“ Völlig vertraut mit dem Ideengang des Vaters, wußte sie, das Wort „begraben“ werde zwar eine plötzliche Erschütterung, zugleich aber auch eine nachwirkende Beruhigung herbeiführen, dahingegen die Vorstellung, beide krank oder tot im Hause zu wissen, ihn nachteilig aufgeregt haben würde.

Des Vaters Krankheit, welche bisher einen noch unentschiedenen Charakter zeigte, löste sich endlich in ein kaltes Fieber auf, das der verständige Dr. Mitchel als eine wohlthätige Krisis betrachtete und absichtlich nicht gleich unterdrückte, indem er die Natur wirken ließ. Erst nach 3 bis 4 Wochen wandte er China an, und diesem Mittel folgte die vollständige, wenngleich langsame Genesung des Vaters, wobei auch jede Spur von Lähmung im Arm verschwand.

Die Dankbarkeit der Eltern gegen den teilnehmenden Arzt war groß, sie nannten ihn ihren sichtbaren Engel in der geprüftesten Zeit ihres Lebens. Seine Frau war aber kein Engel, sondern eine häßliche kleine Figur mit einem vergrämten gelben Gesicht und von einer Eifersucht beseelt, welche ein näheres Freundschaftsverhältnis zwischen dem Doktor und den Eltern sehr erschwerte, da meine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mutter der Frau Doktorin viel zu schön und liebenswürdig war. Später erst lernte ich diesen Mann kennen und erinnere mich seiner Züge sehr genau; er hatte ein edles, würdiges Aussehen und ein höchst sanftmütiges, einnehmendes Betragen.

Mit Mut und neuen Kräften begann jetzt der Vater zu arbeiten, und bald erhielt er von allen Seiten so viel Bestellungen auf Porträts, daß er ihnen kaum zu genügen vermochte; außerdem verschaffte ein Herr von Scherenberg den Eltern Zutritt in die vornehmsten Kreise der großen Stadt, wo beider persönlicher Wert lebhafte Anerkennung und Auszeichnung fand.

Zu dieser Zeit lebte auch August Wilhelm von Schlegel in Amsterdam als Erzieher eines vornehmen jungen Holländers und wurde sehr genau mit den Eltern bekannt, infolgedessen sie die Familie seines Zöglings, deren Name mir entfallen ist [1]), häufig besuchten.

Während des Aufenthaltes der Eltern in Holland erlebten wir Kinder in der Heimat wenig erfreuliche Tage; besonders ich hatte von der Unliebenswürdigkeit, Härte und Abneigung der Stieftante so viel zu leiden, daß ich völlig verschüchtert und fast schwermütig wurde, auch körperlich verfiel; endlich erhielten die Eltern durch eine Cousine meiner Mutter, Marianne Gieseke, Braut des Justizrats Bunsen in Arolsen, Nachricht von diesen Vorgängen, und darüber erzürnt, nahmen sie darauf gern das Anerbieten des Brautpaares an, seine bevorstehende Hochzeitsreise nach Holland zu richten und ihnen die Kinder zuzuführen.

Unsere Reise ging glücklich von statten. Das junge Ehepaar, von Lust und frohem Muth beseelt, machte auch uns Kindern die Reise so angenehm wie möglich; aber je näher wir dem Ziele kamen, je bänglicher schlug mein Herz. Nach dem ersten Freudenrausch über die Aussicht, der bösen Tante zu entkommen, mußte ich doch oft daran denken, daß sie mir bei ihren Züchtigungen versichert hatte, es werde damit noch ganz anders kommen, wenn ich erst wieder bei den Eltern sei, die noch viel weniger Nachsicht mit mir haben würden, als sie mir bewiese. Mein Selbstvertrauen war so gering, daß ich in der That fürchtete, die Eltern könnten viel an mir auszusetzen finden, und als wir die uns entgegenkommenden Eltern treffen sollten, stieg meine Befangenheit so, daß ich fast ohnmächtig in die Arme des Vaters fiel, der am Wagenschlag uns in Empfang nahm. Die lebhaften Liebkosungen der Eltern schienen mir ein schöner Traum, aus dem ich doch immer zu erwachen fürchtete. Wir hatten das kleine Städtchen — wie es hieß, weiß ich nicht — schon am Vormittag erreicht, und ein von den Eltern bestelltes Mahl sollte das Fest des Wiedersehens verherrlichen; aber ich konnte zuerst nicht essen, und als beim Dessert einige Näschereien vorkamen, die ich mir wohl hätte gefallen lassen, überkam mich die Erinnerung, wie die Tante mir stets verboten hatte, dergleichen anzunehmen, so beängstigend, daß ich dankte, als die Mutter mir davon geben wollte. Auf ihre Frage, ob ich dergleichen nicht essen möge, antwortete ich: „Doch! aber ich darf ja nicht“, und zugleich brach ich in heftiges Weinen aus. „Was ist nur dem Kinde?“ sagte der Vater; aber ich weinte immer heftiger statt zu antworten, bis die Mutter mich in ein Nebenzimmer führte und es ihren liebevollen Fragen gelang, meine Zurückhaltung zu überwinden. Ich bekannte ihr meine Angst und bat sie mich ja immer zu lieben, da ich ganz gewiß den Vorsatz habe, immer artig zu sein. Diesem ersten Auftauen, wie ich es nennen möchte, folgte aber bald wieder ein scheues Zurückziehen, und nur allmählich konnte ich mich in ein Glück finden, das mir fast zu groß schien. Es dauerte lange, bis ich meine ursprüngliche Heiterkeit auch nur zum teil wiedergewann. In der ersten Zeit entlockte eine liebkosende Benennung der Eltern mir immer Thränen, und wenn der Vater, ungeduldig darüber, sagte: „Ich begreife nicht, was die Line will,“ erschrak ich, und die Furcht, ihm mißfallen zu haben, warf mich in meine alte Blödigkeit zurück.

Meine Schwester war jetzt vier, ich neun Jahr; Betty war ein bildschönes Kind; wie ich aussah, weiß ich nicht, wohl aber, daß die Eltern sich über meine zunehmende frische Farbe und Rundung freuten. Herr von Scherenberg, unser täglicher Gast, gewann mich lieb und wußte mir stets eine kleine Freude zu bereiten. So beschenkte er mich u. a. mit einer vollständigen kleinen Kinderbibliothek, worunter Weißes „Kinderfreund“ und Campes Reisebeschreibungen, vor allem aber der Robinson mich unbeschreiblich anzogen. Die lieben Bücher eröffneten mir einen Himmel voll Entzücken, ich konnte nicht davon kommen, und die Mutter sah mir wohl zu sehr diesen Hang zum Lesen nach, wie sie denn überhaupt mit ihrem praktisch thätigen Sinn durchaus nicht vermochte in meinen Ideengang einzugehen; ich fühlte bald, daß sie mich nicht verstand, und meine Mitteilungen über das Gelesene, besonders wenn es rührende waren, ihr nicht ans Herz gingen. „Linchen, das ist dummes Zeug“, pflegte sie zu sagen, „es ist ja nur erfunden, wer wird so närrisch sein und darüber weinen!“ — Daß so manche rührende Dinge, die ich las, bloß sollten erfunden

[1]) Der Name des Handelsherrn, in dessen Haus Schlegel von 1791 bis Sommer 1795 lebte, war Muilman.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein, wollte mir gar nicht in den Sinn, so etwas, dachte ich, müßte sich auch erleben lassen. Ich ahnte damals noch nicht, wie viel Erheblicheres noch als das, was meinem Kindersinn Thränen entlockte, ich später in der Wirklichkeit zu erleben bestimmt war.

Die Eltern gingen in Amsterdam viel in Gesellschaft, und wir Kinder blieben oft des Abends der Aufsicht einer Art von Kammerfrau überlassen, welche dazu eigentlich nicht recht paßte; sie gab sich wenig mit uns ab; ich saß in meine Bücherwelt vertieft, und Betty war leicht durch irgend ein Spielwerk genügend beschäftigt. Gemeinsame Spiele trieben wir damals noch nicht; ich war zu ernst und Betty ein stilles Kind, das mit einer Puppe im Arm oder einem Bilderbuche oft stundenlang spielte, ohne meine Teilnahme daran zu wünschen.

Es war im Herbst [1792], wie ich meine, daß Betty und ich nach Amsterdam kamen, und im Frühjahr [1793] bezog der Vater ein kleines in der Nähe der Stadt gelegenes Landhaus, welches zu einer sehr weitläufigen Besitzung gehörte, die Scherenberg in der Gegend gekauft hatte. Das Herrenhaus, nach Scherenbergs Plan erbaut, war neu und auf viele Gäste eingerichtet, die sich denn auch dort zusammen fanden. Unser recht elegant eingerichtetes Häuschen war nur klein und lag mitten in einem großen, wohlgehaltenen Garten, in dem wir Kinder manche Ergötzung fanden. Außer Scherenbergs Schloß befand sich vielleicht 100 Schritte von unserm Landhaus die Villa eines Landedelmannes, eines Herrn van der Rott, der vier Kinder hatte, mit denen ich bald ziemlich vertraut wurde. Frau van der Rott hielt ihren Kindern eine französische Gouvernante, und nach einer Übereinkunft mit meinen Eltern durfte ich an den Lehrstunden, welche nachmittags gehalten wurden, teilnehmen. Auf diese Weise lernte ich französisch, und mit verdoppeltem Eifer, da man mir versicherte, es gebe ganz prächtige französische Bücher für Kinder. Die Gouvernante war mir vorzugsweise geneigt; sie hatte weniger Not mit mir als mit ihren Eleven. Ich wurde den Kindern immer als Muster dargestellt. Das freute mich nun wohl, aber ich mochte niemand gern gekränkt sehn und hatte immer, wenn die Gouvernante die Kinder zankte, eine Entschuldigung für sie bereit oder gab ihnen vor der Stunde so gute Worte, daß sie mir zuliebe sich oft zusammennahmen. Dieser Landaufenthalt befestigte die Gesundheit des Vaters, wie er auch uns Kindern gedeihlich war, und wir kehrten im Spätherbst vergnügt nach Amsterdam zurück, wo viele Aufträge den Vater erwarteten. Die Bekanntschaften der Eltern hatten sich vermehrt, man drängte sie mit Einladungen, sie mußten dem Strom nachgeben, was allerdings für den Vater als Künstler manchen Vorteil hatte, aber auch die nachteilige Folge, daß wir Kinder mehr allein blieben als uns taugte.

Schlegel besuchte die Eltern oft, unterwarf seine poetischen Versuche ihrem Urteil und gab der Mutter Unterricht in der englischen Sprache. Der Vater erfreute sich an dem Talent des jungen Dichters, an dem er immer größeren Anteil nahm, sodaß er sich über dessen Neigung zu seiner nachherigen Frau, der damals in Mainz lebenden Witwe Böhmer,[1]) wirklich kränkte. Es bestand schon damals zwischen dieser Witwe und Schlegel ein Verhältnis, welches eigentümlich genug war. Schlegel liebte die geistreiche Frau ungeachtet ihres mehr als zweideutigen Rufs leidenschaftlich, sie dagegen hatte ihm mehrmals offen erklärt, daß sie ihn durchaus nicht liebe, aber ihn heiraten wolle unter der Bedingung, sich wieder von ihm scheiden zu dürfen, sobald sie der Vereinigung müde sei. Diese seltsame Bedingung blieb den Eltern kein Geheimnis, und sie wandten alles an, dem Freunde das Unmoralische derselben anschaulich zu machen. Vielleicht wäre es ihnen auch gelungen, Schlegel aus den Schlingen dieser genialen Hexe, wie der Vater sie nannte, zu befreien, wenn sie nicht plötzlich in große Bedrängnis geraten wäre, woraus sie zu erlösen Schlegel für eine heilige Pflicht hielt. Frau Böhmer war in Mainz wegen politischer Intriguen verhaftet worden und wußte es einzuleiten, daß Schlegel die Nachricht davon erhielt. Jetzt war kein Halten mehr, er gab seine vorteilhafte Stellung auf, um der Geliebten zu Hülfe zu eilen; auch glückte es ihm, sie zu befreien, und er wurde unter vorerwähnter Bedingung später ihr Mann. Wann er aber Holland verließ, vor oder nach der Eltern Abreise, das weiß ich nicht mehr.

Das Verhältnis mit Scherenberg wurde indes von meinen Eltern immer herzlicher fortgesetzt. Seine äußere Erscheinung ist mir ganz gegenwärtig. Er war sehr klein und infolge einer bösen Gliederkrankheit von schwächlicher Gesundheit. Seine Züge trugen deutlich das Gepräge früherer Leiden, matte blaue Augen und rötliche Haare verschönerten ihn eben nicht, aber ein wohlwollendes Herz sprach sich in allem aus, was er sagte und that, und machte seinen Umgang angenehm. Nur gehörte er leider zu den Menschen, welche meist das sind, wozu ihre Umgebungen sie machen. Für meine Eltern schwärmte er. Der höhere

[1]) Es ist die bekannte Karoline, geb. Michaelis, Tochter des berühmten Theologen und Orientalisten M. in Göttingen; Weiteres über sie s. im folgenden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und edle Sinn des Vaters, wie die kräftige, heitere Natur der Mutter übten großen, wohlthätigen Einfluß auf seinen bisher durch Krankheit und eine verkehrte, beschränkte Erziehung unterdrückten Charakter aus. Er empfand dies selbst und hätte gern sein ganzes irdisches Besitztum mit den Eltern geteilt. Auch wußte er stets aufs neue sie zu verpflichten, und der heiße Wunsch, sich ihre tägliche Gegenwart zu sichern, führte den Vorschlag von ihm herbei, eine gemeinsame Wohnung auf der Herrengracht zu mieten, ein Vorschlag, den der Vater trotz aller Gegenvorstellungen der Mutter annahm. Bisher hatten wir auf der Kaisersgracht gewohnt, bequem, aber klein und einfach eingerichtet, es genügte aber unserm Bedürfnis. Der Vater indes, fast erdrückt unter Bestellungen, die den reichlichsten Vorteil versprachen, wenn sie nach und nach ausgeführt wurden, meinte sich eine bequeme Einrichtung erlauben zu dürfen, ohne damals an die möglichen Zwischenfälle zu denken, welche die sichersten Hoffnungen vernichten und schlimme Verlegenheiten herbeiführen konnten. Die Mutter bedachte dies, aber, wie gesagt, sie drang nicht durch. Das Haus wurde gemietet, kostbar möblirt, und ich meine, wir bezogen es bald nach Neujahr [1794] im zweiten Winter unseres Aufenthalts in Amsterdam. Wenigstens erinnere ich mich deutlich genug, daß wir schon im Winter da gewesen waren, als wir endlich wieder aufs Land zogen, und, wie ich glaube, in Scherenbergs Schloß unsern Sommeraufenthalt nahmen.

Zahlreiche Gäste versammelten sich während des Sommers [1794] auf dem Schlosse selbst oder wurden von dem Besitzer in kleinen ihm gehörigen Häusern einquartiert. Der dänische Gesandte von Schubart mit seiner Frau, einer Cousine von Scherenberg, wohnte natürlich im Schlosse. Andere aber, worunter zwei vornehme französische Emigrierte, brachten wenigstens den Tag da zu, wenn sie auch anderswo logiert waren. Letztere lebten ganz auf Scherenbergs Kosten; es waren ein Graf de Roure und ein Marquis de Bonnechose, beide geistreich und liebenswürdig. Der erste, ein kleines, rundes Männchen, stets geweckt, vergalt die Wohlthaten seines Gönners dadurch, daß er sich zum maître de plaisir des kleinen Kreises anbot, ein Amt, dem er mit vielem Takt und aller Grazie eines ächten Versailler Hofmannes nachkam. Der Marquis, ein sehr schöner junger Mann, zeigte sich ernsthafter, oft selbst schwermütig, und schien nur mit gedrücktem Gefühl anzunehmen, was er leider nicht entbehren konnte. Er machte sich auch einen Erwerb, indem er Zeichenstunden gab. Als Zeichenlehrer fand er Gelegenheit, das Herz einer sehr reichen, hübschen Holländerin zu gewinnen. Er war Bräutigam, als wir das Land verließen, und wir sahen ihn nie wieder. Graf de Roure aber besuchte uns nach mehreren Jahren sehr unerwartet in Dessau, wo die Eltern seiner großen Bedürftigkeit abhalfen, so gut sie konnten.

Des Abends versammelte sich die Gesellschaft regelmäßig im Salon, wo die Mutter als Wirtin präsidierte und der Vater bei einer zweckmäßigen Lampenbeleuchtung die ganze Gesellschaft nach und nach porträtierte, während die französischen Herren vorlasen und wir Kinder im Nebenzimmer still uns beschäftigten, bis die Schlafensstunde kam.

Am politischen Himmel zogen indessen, während die Eltern den Sommer in so anmutigen Verhältnissen verlebten, auch in Bezug auf Holland inhaltschwere Wolken auf, die mit einer gewaltsamen Krisis drohten. Das Haupt Ludwigs XVI. war gefallen unter der Guillotine, und Entsetzen erfaßte die unglücklichen Emigrierten. Auf den Grafen de Roure und seinen Freund machte dies Ereignis den furchtbarsten Eindruck. Sie hatten für unmöglich gehalten, was dennoch geschah, und ihre Hoffnungen auf eine baldige siegreiche Wiederkehr in das geliebte Vaterland sanken mit dem Haupte ihres Monarchen. — —

[In diesem Kreise erschien um diese Zeit eine intriguante verwitwete Madame Polane mit ihrer sanften und anmutigen Tochter, einem unschuldigen, willenlosen Mädchen, und wußte durch ihre Künste den schwachen Scherenberg ganz unter ihre Herrschaft zu bringen und ihn später sogar mit ihrer Tochter, trotz deren Abneigung gegen den jungen Mann, zu verheiraten. Durch ihr tyrannisches, unliebenswürdiges Wesen, gegen welches der von ihr gänzlich unterjochte spätere Schwiegersohn sich nicht zu wehren wußte, abgestoßen, verzog sich bald die ganze Gesellschaft.

Obwohl Scherenberg dem Tischbeinschen Ehepaar allein von allen seinen Gästen stets dieselbe Freundschaft weiter bezeigt hatte, so zogen doch auch diese den Aufenthalt in der Stadt nunmehr vor. Die verschuldete Polane beutete ihren Schwiegersohn völlig aus und brachte allmählich durch ihr verschwenderisches Leben das unglückliche junge Ehepaar fast an den Bettelstab.]

Unter sehr ernsten Betrachtungen, erzählte mir später die Mutter, bezogen die Eltern [Herbst 1794] ihr schönes, prächtiges Haus wieder, dessen Mobiliar noch nicht bezahlt war; doch gedachte der Vater ziemlich unbekümmert dieser Verpflichtungen, da er diesen nach der Vollendung seiner begonnenen Arbeiten leicht nachkommen konnte. Allein es kam anders.

Man erwartete in Amsterdam eine Invasion der Franzosen, und diese Vorstellung setzte den Vater in solche Angst, daß er, kränklich und antirevolutionär, wie er war, ohne zu erwägen, was er dabei aufs Spiel setzte, den Entschluß faßte Holland zu verlassen. Der parteilose Bürger und Künstler hatte zwar in der bevorstehenden politischen Gährung nach dem Urteil aller Unbefangenen nichts zu fürchten; aber der Vater, sonst so klar und verständig, ließ sich hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht einreden; vor seiner Seele schwebte das fürchterliche Bild der in Frankreich herrschenden Gräuel, er sah Ähnliches in Amsterdam voraus und wollte um jeden Preis sich und die Seinigen in Sicherheit bringen.[1]) So wurde die Abreise unwiderruflich beschlossen, obwohl eine Menge von Arbeiten noch der Vollendung harrte. Das Mobiliar, nach der Abreise der Eltern von Scherenberg oder seiner Schwiegermutter verkauft oder übernommen, ergab nur sehr geringen Ertrag, und erst nach Jahren gelang es dem Vater, den Vorschuß von mehreren tausend Gulden, den er von Scherenberg erhalten hatte, abzutragen.

Spät im Herbst [1794] erfolgte unsere Abreise von Amsterdam. Wir schifften uns ein und legten die kurze Fahrt auf dem Zuider-See bis Zwolle bei widrigem, ungestümen Winde zurück. Die Mutter und wir Kinder wurden seekrank, besonders die Mutter und ich, und meine aufgeregte Phantasie verschlimmerte das Übel noch um vieles. Campes Reisebeschreibungen und der Robinson spukten gewaltig in meinem Kopfe und boten Stoff zu allerlei Befürchtungen möglicher Abenteuer und Gefahren, die ich mit Exaltation ausspann. Ich sah uns verschlagen auf weitem Meer, die Mutter und ich starben, den Vater aber und Betty ließ ich leben, und die Vorstellung der Trauerkunde, welche sie nach überstandener Not in die Heimat bringen würden, entlockte mir bittere Thränen über mein und der Mutter frühes Grab in der salzigen Flut. Indessen erreichten wir am zweiten Morgen ohne weitere Gefährdung das Ufer, und der köstliche Kaffee in dem kleinen am Strand belegenen Wirtshaus brachte als befreiende Wirkung von dem ausgehaltenen Seeübel eine fröhliche Auferstehung meiner Gedanken hervor. Doch hätte ich um keinen Preis die ausgestandene wirkliche und eingebildete Not hingegeben, da ich es mir sehr ergötzlich dachte, meine Erlebnisse den lieben Verwandten daheim zu erzählen. Von Zwolle reisten wir mit Extrapost weiter und kamen endlich in Arolsen an.

Dort hatten sich indes die Verhältnisse geändert. Das elterliche Haus war, da der Vater in Holland zu bleiben gedacht hatte, an den Regierungsrat Bunsen verkauft worden, und die Tante Luise wohnte mit der alten Großmutter jetzt in Cassel, wo der Vater sie nach wie vor großmütig unterstützte. Die Mutter bezog mit uns Kindern in Mengeringhausen eine gemeinsame Wohnung mit einer ihrer Schwestern, die indes Witwe geworden war, der Kriegsrätin Schmidt, welche drei Kinder hatte, wovon das jüngste, Sophie, später mit dem Oberstlieutenant von Baumbach in Arolsen verheiratet, schöner war als ich je in meinem Leben etwas gesehen, weder auf Gemälden noch in der Wirklichkeit. Die Tante Schmidt war eine sanfte, schwermütige Frau mit feinen, edlen Zügen; ich gewann sie sehr lieb, lieber als die Tante Nette, die mir etwas zu lebhaft und praktisch war. Der Vater bezog nach dem Wunsche des Fürsten auf dem Schlosse in Arolsen eine sehr elegante Wohnung, wozu ihm ein passendes Atelier eingeräumt wurde.

Diese Einrichtungen galten indes nur als provisorisch; denn mein Vater war willens, sein Dienstverhältnis zum Fürsten ganz aufzugeben und eine andere Anstellung zu suchen, welche ihm auch bald in Dessau geboten wurde.

Wenig läßt sich von dieser Zeit, welche einförmig in kleinen, beschränkten Verhältnissen verlebt wurde, erzählen. Ich bekam einigen Unterricht, besonders in weiblichen Arbeiten von der Tante Nette und fand eine Gespielin meines Alters in Marianne, der jüngsten Tochter des Burghauptmanns Suden, der mit seiner Familie die alte Burg bei Mengeringhausen bewohnte, welche bald ein merkwürdiger Gegenstand für meine auch bereits mit ritterlicher Romantik erfüllte Phantasie wurde.

Die Burg war im mittelalterlichen Stil erbaut, nicht groß, und stark im Verfall. Eine schmale, dunkle Wendeltreppe führte zum ersten Geschoß, welches außer einigen Kammern nur eine ovale Halle mit einem tiefen Erker enthielt, dessen Fenster nur sparsam den tiefen Raum erhellten. Alles darin war altertümlich und ganz so einfach wie im Hause der Großmutter. Im Erker befanden sich zu beiden Seiten hölzerne Bänke und im Gemach gerade so viel Spinnräder, als Frauen da waren, ich meine fünf. Auch hier stand in der Mitte ein gewaltig großer, schwerer Tisch mit bunter Decke, um den die Familie sich zu versammeln pflegte. Die Burghauptmännin war eine bleiche, sehr ernste Matrone von schöner Gestalt und feinen Zügen, die der Gram um ihren geisteskranken Mann, welcher in der Burg selbst gepflegt wurde, früh hatte altern lassen. Dieser seit längerer Zeit schon pensionierte Burghauptmann bewohnte im zweiten Stock einen Saal von gleicher Größe, wie die untere Halle. Sein Wahnsinn, dessen Natur ich nicht angeben kann, war unschädlich und bedurfte keiner strengen Aufsicht. Eingehüllt in einen weiten, warmen Schlafrock, das völlig kahle Haupt mit einer Nachtmütze von ganz besonderer Form bedeckt, bleich und mager wie der Tod selbst, kam er mir vor wie das Burggespenst, sein Anblick erfüllte mich mit anziehendem Grauen. Im Familienzimmer erschien er nie, aber oft schlich ich mich mit

[1]) Ende Dezember 1794 erfolgte wirklich die Invasion Pichegrus nach Holland, der am 20. Januar 1795 in Amsterdam einzog.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mariannen in sein Gemach, wo er mit einer großen Fliegenklappe bewaffnet auf und ab ging und Fliegen belauerte, denen er mit solcher Wichtigkeit ihr kurzes Dasein nahm, als seien es menschliche Sünder und er der Henker.

Arolsen wimmelte damals von Emigranten; Ducs, Comtes, Marquis mit ihren Familien sogen den ohnehin schon verarmten Fürsten jämmerlich aus, zum peinlichsten Ärger meines Großoheims Frensdorf, der mit all seinem Ernst und Einfluß dieser französischen Pest nicht wehren konnte. Die Marquise von Ferronet, eine gewandte, sehr listige Frau, beherrschte den Fürsten ganz. Sie hatte eine Tochter in meinem Alter, und da ich des Französischen völlig mächtig war und öfters den Vater und den Großonkel auf dem Schlosse in Arolsen besuchte, schloß sich die kleine Adele Ferronet zärtlich an mich an. Sie war schön und klug, ihr Umgang gefiel mir, denn ich konnte über viel mehr Dinge mit ihr sprechen, als mit der weit einfacheren Marianne Suden, die keineswegs meinen Geschmack an Büchern teilte und der die Werke der französischen Litteratur lauter böhmische Dörfer waren. Unsere Unterhaltungen spannen sich oft stundenlang aus, und Gott weiß es, wie es plötzlich der kleinen Pariserin einfiel, mich bekehren zu wollen. Genug, sie fing an mich zu bearbeiten wie der beste katholische Priester nur immer vermocht hätte. Mit feuriger Beredsamkeit schilderte sie mir die Vorzüge ihres Glaubens, ihre Heiligen und Märtyrer, die erhebende Feier ihres Gottesdienstes und machte endlich Eindruck auf mein Gemüt. Von da an begann für mich eine Zeit der Qual und des Zweifels, die mich fast überwältigte. Sie hatte mir das Versprechen abgenommen, über unsere religiösen Gespräche selbst gegen die Eltern zu schweigen. So erwog ich denn in der Stille ihre Überzeugung gegen die meinige, so weit diese bei meiner großen Jugend überhaupt entwickelt sein konnte.

Adelens Gründe blendeten mich, es lag etwas darin, was meine Seele auf eigene Art erregte; ich war, glaube ich, auf gutem Wege bekehrt zu werden, wäre nicht endlich der Mutter mein ganz verändertes Wesen aufgefallen; ich wurde elend und so träumerisch, daß gar nichts mehr mit mir anzufangen war. Endlich drang die Mutter mit solchem Ernst in mich, zu sagen, was mir fehle, daß ich, in heiße Thränen ausbrechend, beichtete, und die Folge dieser Beichte war ein strenges Gebot, die kleine eifrige Bekehrerin fortan zu meiden. Der Großonkel wurde von ihren Bestrebungen überdies unterrichtet, und ich kam nicht mehr zusammen mit Fräulein Adele. Von da an erteilte mir Herr Kandidat Lorenz einigen vorbereitenden Religionsunterricht und wußte leicht durch seine einfache, fromme Weise meine kindischen Zweifel und entstandene Hinneigung zum Katholizismus zu beseitigen. Mit der Mutter sprach ich gar nicht darüber, aber bisweilen mit dem Vater, der leichter als die Mutter meinen Ideengang auffaßte und zu leiten vermochte. So sehr ich ihn aber auch liebte, so fühlte ich mich doch nicht oft versucht zu ganz vertraulichen Mitteilungen; es lag ein Ernst in seinem Wesen, der mich zwar nicht schreckte, aber doch zurückwies in der Furcht, ihm lächerlich oder kindisch zu erscheinen.

Der Großonkel, welcher im Schlosse wohnte und fürstlich eingerichtet war, gab öfters Assembleen, wo die Mutter und Tante Nette als Wirtinnen präsidierten und wo es hoch herging mit Leckereien aller Art. Diese Gesellschaften behagten mir ganz gut, besonders wegen des schönen Lokals; die gebohnten Fußböden, großen Spiegel, glänzenden Tapeten und vergoldeten Meubles erinnerten mich an die verlassene holländische Herrlichkeit. Indessen kehrte ich eben so gern auch wieder nach Mengeringhausen zurück, wo es mir unter meinen Büchern und mit meinen Gespielen recht behaglich war. Öfters ging ich auf den dicht vor dem Orte belegenen Kirchhof, wo der Großvater unter einem einfachen Leichenstein ruhte. Ich dachte und träumte da so mancherlei, was mir wohl that. Es war jedoch nicht klar gestaltet, sondern ein Ahnen, ein Versenken in höhere Dinge, als die Erde bot. Es war schön, und ich möchte wohl jetzt noch so träumen können.

Wie schon gesagt, waren des Vaters Dienstverhältnisse in Arolsen nicht bindend. Nach einem halbjährigen Aufenthalt dort verließ der Vater (1795) wieder die kleine Residenz [1]) und folgte einem Ruf des geistreichen, kunstliebenden Fürsten von Dessau, [2]) welcher ihm ganz annehmliche Bedingungen machen ließ.

Wir rüsteten uns dahin zu gehen, vorher wollte aber der Vater noch einen kurzen Aufenthalt in Weimar nehmen Mit tiefer Wehmut trennte ich mich von der Heimat und den lieben Verwandten. Ich fühlte, wie es sich denn auch erwiesen hat, daß ich auf immer Abschied nahm. Wir reisten über Cassel, wo die Eltern bei einem Schwager der Mutter, dem Baurat Ludovici, ich mit Betty bei der Stiefgroßmutter und Stieftante wohnten. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt dort setzten wir unsere Reise ohne Unterbrechung bis Erfurt fort, wo wir des Morgens früh (wir reisten die Nacht durch) ankamen und direkt vor dem erzbischöf-

[1]) Nach einer Angabe bei Nagler hat er dem Fürsten ein Bild, tribut de la reconnaissance, gewidmet, eine schöne Frau mit dem Bildnis desselben darstellend.

[2]) Leopold III. Friedrich Franz, Enkel des alten Dessauers, reg. 1758—1817.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Palast vorfuhren. Der die Künste und Wissenschaften beschützende Coadjutor Herr von Dalberg[1]) hatte den Vater durch ein verbindliches Schreiben eingeladen, auf der Reise nach Weimar sein Haus in Erfurt nicht zu übergehen und mit seiner Familie so lange zu verweilen, als er möchte.

Diese Erlaubnis konnte der Vater nur sehr beschränkt benutzen, da er zu bestimmter Zeit in Weimar erwartet wurde und wir deshalb am Abend desselben Tages, wo wir ankamen, weiter reisen mußten. Wir wurden von der Dienerschaft, an deren Spitze ein Haushofmeister stand, empfangen und sofort in die uns bestimmten schönen Zimmer geführt, wo gleich darauf der Coadjutor selbst erschien. Er war ein großer Mann mit einem lebhaften, klugen Gesicht, in schwarz seidener geistlicher Tracht; über das auf die Brust herabhängende Priesterbäffchen von feinstem Battist, mit Brüsseler Spitzen besetzt, hing an einem Band ein Kreuz mit Brillanten, das mir gewaltig imponierte. Das wohlgepuderte Haar bildete gescheitelt hinten eine einzige runde Locke, die wie gegossen um den Nacken lag[2]), ein schwarzes Sammetkäppchen bedeckte die Tonsur. Sehr bestimmt drückte die Gestalt sich meiner Phantasie ein, ich war voll Bewunderung.

Herr von Dalberg war überaus gütig und zuvorkommend gegen die Eltern wie gegen uns kleine Mädchen, verließ uns aber bald, damit wir Toilette machen konnten, nach welcher er uns bei sich erwartete. Zuvor wurde uns aber noch ein pompöses Frühstück serviert, das mir ganz trefflich zusagte. Dann putzte die Mutter sich und uns, so wie es sich für die fürstliche Tafel, an der wir erwartet wurden, paßte, und ich bilde mir ein, daß wir uns alle drei recht hübsch ausnahmen. Betty war damals schon bildschön, und die Mutter, noch jung genug, blendete wirklich durch ihre liebenswürdige Erscheinung. Wie ich aussah, weiß ich nicht, ansprechend, glaube ich, aber schön gewiß nicht. Alles an diesem Tage kam mir so wundervoll, feenhaft festlich vor, daß ich in eine ganz erhöhte Stimmung geriet. Im Saal fanden wir eine Nichte des geistlichen Herrn, die nachmalige Frau von Pfenningen, und seinen Neffen und damaligen Gesellschafts-Cavalier, Herrn von Dalberg[3]), außerdem noch mehrere vornehme Herrn und Damen, die ich nicht zu nennen weiß; es war eine brillante Versammlung. Uns widerfuhr nach dem Beispiel des Hausherrn viel Ehre und Freundlichkeit. Wir beiden kleinen Mädchen sangen mit der Mutter, ohne Instrumentalbegleitung, worauf wir schon eingeübt waren, ein kleines italienisches Trio, was mächtig bewundert wurde. Das Besehen der Kunstschätze, welche der prächtige, geschmackvolle Saal enthielt, füllte außerdem die Zeit bis zum Diner aus. Endlich begab man sich in den Speisesaal, wo von der Tafel her mir mehr Silber und Gold entgegenleuchtete, als ich bisher je gesehen hatte. Der junge Herr von Dalberg führte mich zur Tafel. Die Schnelligkeit, mit welcher die Speisen serviert wurden, erregte meine Verwunderung, so wie überhaupt die ganze Art der Bedienung mir neu war. Ich hütete mich aber, mit ziemlichem Takt begabt, dies merken zu lassen, sondern beachtete, völlig durch das genossene Frühstück befriedigt, das ganze Mahl nur oberflächlich, indem ich der zuvorkommenden Unterhaltung meines Nachbars möglichst gut zu entsprechen suchte. Er redete mich ein paar Mal französisch an, wahrscheinlich um mich zu prüfen oder zu verwirren, und schien erstaunt, mich so wohl beschlagen in dieser Sprache zu finden. Kurz — ich zog mich in jeder Beziehung gut aus diesem meinem ersten Debüt am Hof.

In Weimar bezogen wir sogleich eine für uns im voraus gemietete Wohnung bei einem Kammerrat Orthmann, der eine Frau, zwei Töchter und einen recht lümmelhaften Sohn hatte. Die Frau Kammerrätin empfing uns in Papier-Papilloten, die in zwei dichten Reihen ihr scharfes, unschönes Antlitz umgaben, und unterbrach ihre Anrede durch häufiges Brummen und Keifen, das den Mägden und Töchtern galt, die mit gaffendem Munde uns anstarrten. Am besten gefiel uns der Hausherr, ein frischer, heiterer Mann, dessen Erscheinung ein Gegengift war gegen die zuerst empfangenen unangenehmen Eindrücke. Unsere Zimmer waren hübsch, und allmählich gestaltete sich auch ein Umgang zwischen den Töchtern des Hauses und mir und Betty. Die Mädchen waren freundlich und gutmütig, und wo ich diese Eigenschaften fand, fühlte ich mich überhaupt von jeher leicht befriedigt. In den ersten Tagen sah ich zu meinem Erstaunen die Frau Kammerrätin stets in ihren Papilloten, morgens, mittags und abends, und in einem recht schlumpigen, groben Kattunkleid. Nun aber wird es Sonntag, und siehe da! in vollem Glanze strahlte mir, als ich zuerst auf den Hausflur kam, die festlich geputzte Gestalt unserer Hauswirtin entgegen. Die Papilloten waren verschwunden, und eine runde Frisur, dick pomadiert und gepudert, aus den papiernen Hüllen entstanden. Ein Kleid von grellrotem Moor schmückte sie außerdem, und das Bewußtsein dieser vollkommenen Toilette gab ihrem Auftreten eine noch außergewöhnliche Sicherheit. Diese Verwandlung fand regelmäßig alle Sonntag statt, die

[1]) Nach einer Angabe bei Nagler hat Tischbein ihn gemalt.

[2]) So zeigt ihn auch das Porträt bei Beaulieu-Marconnay I. Bd.

[3]) Emmerich Joseph v. D., (1773—1833), Sohn des Mannheimer Intendanten, später von Napoleon zum Herzog erhoben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übrigen Tage der Woche dominierte sie in Papilloten und Schlumpen das Haus.

Weimar führte damals mit Recht den Namen Deutsch-Athen; es war der Sammelplatz geistiger Berühmtheiten; Wieland, Herder, Goethe, etwas später auch Schiller lebten damals in dieser Stadt, und diese Männer wirkten auf einzelne begabte Naturen wie auf das Publikum, das stolz war, sie Mitbürger nennen zu dürfen. Das Theater war auf dem Punkt höchster mimischer Vollendung; Bertuch mit seinem Industrie-Komptoir blühte; ab und zu strömten die Fremden; alles vereinigte sich in der kleinen, unter dem Schutze eines geistvollen, liberalen Fürsten blühenden Residenz.

Zu den genaueren Bekannten der Eltern gehörten Bertuch und der Landschaftsmaler Kraus, der nachmalige Präsident Weyland und der Ober-Konsistorialrat Böttiger.[1]) Die heitersten Vereine bildeten sich zwischen befreundeten Familien wie im allgemeinen. Der Vater hatte viel zu thun; er malte u. a. auch die verwitwete Herzogin Amalie, Schwester Friedrichs des Großen.[2])

Die Fürstin kam zum Vater, und wir mußten bei diesen Séancen stets gegenwärtig sein. Sie war eine kleine, runde Figur, das Gehen wurde ihr schwer, und so imponierte ihre erste Erscheinung nicht. Wenn sie aber saß und ihre großen, leuchtenden Augen einen trafen, fühlte man sich ergriffen von dem erhabenen Ausdruck, der in ihnen lag; es waren, wie ich oft hörte, Friedrichs Blicke, nur weiblich milder. Sie sprach meist französisch.

Bei Herder war ich einmal mit den Eltern zum Kaffee; ich war, ohne natürlich damals schon etwas von ihm gelesen zu haben, begierig, einen so berühmten Mann, wie ich ihn nennen hörte, zu sehen, und gab recht genau Achtung auf ihn. Sein Äußeres war nicht gerade einnehmend. Er hatte etwas rötliche, trübe Augen, sprach langsam und feierlich, wie auch seine Haltung war. Ich dachte, als wir weggingen, ein berühmter Mann müßte eigentlich ein bischen hübscher aussehen.

Einst nahmen die Eltern mich mit ins Theater, und ich erhielt einen Platz neben einem schönen, stattlichen Mann. Was gegeben wurde, weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß ich sehr enzückt war und dadurch meinem Nachbar auffiel, der anfing, sich mit mir zu unterhalten, mir Bonbons anbot und immer freundlicher wurde, je offener ich mich aussprach. Nachher erfuhr ich, daß ich neben Goethe gesessen hatte. Dieser berühmte Mann gefiel mir schon besser.

Seltsam war es, daß Goethe gegen den Vater eine Animosität zeigte, die sich auch später gleichblieb und darauf beruhte, daß Goethe einen jungen Künstler, Meyer[1]), protegierte, der nach seiner Meinung die hohen Herrschaften malen sollte, wogegen der Herzog sich auflehnte und aus eigener Machtvollkommenheit sich den Vater nach Weimar berief. Nie hat Goethe dies vergessen; er ging in dieser Kleinlichkeit so weit, daß er sich entschieden weigerte, des Vaters Arbeiten zu sehen. Mein Vater war zu stolz, des berühmten Mannes Gunst durch niedrige Kriecherei zu suchen, ließ die Sache auf sich beruhen und hielt sich eben fern.

Ein großer Gönner von uns war der Rat Kraus[2]), ein lebhaftes munteres Männchen, Hagestolz seines Zeichens und voll unschädlicher Eigenheiten. Ich mußte ihn oft besuchen und bei ihm zeichnen, worin ich damals große Fortschritte machte. Unterricht in anderen Dingen hatte ich in Weimar nicht, war also ganz wieder auf meine Einbildungskraft angewiesen. Weibliche Arbeiten, ich gestehe es, langweilten mich, und wenn ich der guten Mutter einen Vorwurf machen darf, so muß ich sagen, daß sie es an Beharrlichkeit fehlen ließ, diese Trägheit bei mir zu bekämpfen. Sie schalt wohl, aber sie ließ mich gehen. Der Vater war wohl zufrieden, wenn ich gut zeichnete, und freute sich über meine zeitige geistige Entwickelung, die indessen auch eine falsche Richtung nahm. Ich las ungeheuer viel, zwar meist Kinderbücher, aber wenn ich unter den Büchern der Eltern kramte, was oft geschah, machte ich mich auch an diese, (wozu ich, wenn die Eltern abends in Gesellschaft waren, Zeit genug hatte), die ich aber nicht gehörig verdauen konnte, während sie mir Stoff boten zu Träumereien, denen ich immer mehr nachhing. Mein geselliger Verkehr mit den Töchtern des Hauses nahm in der letzten Zeit dadurch ab, daß sie verlangten, ich sollte ihre Spiele mit ihrem Bruder und dessen jungen Kameraden teilen, die meist wild und nach meinen Begriffen unschicklich waren. Die jungen Herren, mit Ausnahme von zweien, die mir große Achtung bezeigten, nannten mich eine Zierpuppe, die man müßte laufen lassen. Meine beiden jungen Gespielinnen aber, welche aber gerade auf die jungen Monsieurs, welche sich zu meinen Rittern erklärt hatten, am meisten hielten, wurden neidisch und zogen sich auch von mir zurück. So blieb ich

[1]) Außer Schiller, Herder und Wieland hat Tischbein auch den ihm und seiner Familie besonders nahestehenden Böttiger gemalt und eine Kopie des Bildes auch für Gleims Freundschaftstempel geliefert. S. Körte, Gleim, S. 453.

[2]) Wahrscheinlich eine Kopie des Bildes gab Tischbein in Gleims Freundschaftstempel. S. Körte a. a. O. S. 450.

[1]) Den bekannten „Kunstmeyer."

[2]) Der Landschaftsmaler Hofrat Georg Melchior Kraus (1733—1806), Direktor der Zeichenschule in Weimar, hatte bei J. H. Tischbein zeichnen gelernt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denn zuletzt wieder ganz auf mich selbst und meine kleine achtjährige Schwester angewiesen, die mir aber zu jung war. Betty, von ungewöhnlich zarter Körperbildung, war ein stilles, sehr reizbares Kind; wunderbar hatte sich damals schon ihre Stimme und ihr Talent für Musik überhaupt entwickelt. Sie sang wie eine Nachtigall, und während der Vater morgens malte, studierten wir bei ihm kleine Duos oder Trios ein, die wir, wenn er Séancen hatte, den Sitzenden vorsingen mußten, die sich denn an uns, in dieser Beziehung kleinen Wundern, sehr ergötzten. Aber auch dies frühe Singen taugte nicht. Ich glaube, es legte bei mir den ersten Grund zu dem Nervenreiz, der später sich zu einer bedeutenden Höhe steigerte und mir viel Qual gemacht hat. — Kurz, unsere Erziehung war nicht praktisch, wie ich durchaus hätte genommen werden müssen und wobei ich doch noch ein gut Teil Empfänglichkeit für andere Interessen würde behalten haben.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr vier Monaten verließen wir Weimar und begaben uns nach Dessau[1]), wo wir ein großes, wüstes, altes Haus bezogen, auf dem kleinen Lindenplatz am Ausgange der Kavalierstraße dicht an der Johanniskirche. Der Vater fand in diesem Hause ein genügendes Atelier, was die Hauptsache war, und wir übrigen richteten uns ein, so gut es ging. In dem scheunenartigen Vorsaal, der unsere Zimmer vom Atelier trennte, lagerte sich zur Nachtzeit eine Herde grimmig hungriger Ratten, die nur mühsam vertrieben werden konnten. Die häßlichen Bestien haben mich oft erschreckt; sie saßen wie Gäste auf den Stühlen, wenn ich abends mit dem Wachsstock in der Hand hinaustrat.

Von meinem Leben in Dessau habe ich viele und verschiedene Erinnerungen behalten.

Der Vater war an Herrn von Erdmannsdorff[2]) adressiert, in dessen Familie wir die gastlichste Aufnahme fanden. Seine Gemahlin starb gleich nach unsrer Ankunft und hinterließ zwei Töchter von meinem Alter, mit welchen ich mich so befreundete, daß wir endlich täglich zusammen waren. Luise, die ältere, war sehr phlegmatisch und langsamen Geistes, die jüngere, Minna, dagegen geweckt, sehr empfänglich für gemütliche Eindrücke und überhaupt ungemein liebenswürdig. Mit ihr verstand ich mich unendlich viel leichter, als mit Luisen. Unsere Zusammenkünfte fanden aber nur morgens und früh nachmittags statt, die Abende verlebten wir still zu Haus, ohne alle Abwechselung, wenigstens den ersten Winter. Denn im zweiten Jahr hatten die Eltern ihre Bekanntschaften erweitert, und im dritten Jahr, wo ich fünfzehn Jahre alt war, wurde auch ich mehr in gesellige Kreise eingeführt. Uns gegenüber wohnte eine Hofrätin Köhler, deren Tochter, ein schon etwas überreifes Mädchen von angenehmem Wesen, sich sehr an die Eltern anschloß.

Mit der Familie des Handelsherrn Bramigk,[1]) eines Handelsmatadors erster Größe, begabt mit allem Stolz und Geldbewußtsein seiner Kaste, schlossen die Eltern herzliche Freundschaft. Das weibliche Personal der Familie war teilweise sehr angenehm, besonders die älteste, unverheiratete Tochter, eine verheiratete, die Doktorin Olberg[2]), und vor allen die über alle Beschreibung edle, feine Mutter, die in ihrem hohen Alter noch schön zu nennen war. Nie sah ich solch einen Ausdruck sanfter, demütiger Ergebung, als in dem reinen Antlitz dieser Matrone. Sie hatte viel zu leiden von den Launen und der Aufgeblasenheit ihres Eheherrn wie von der verkehrten, eigensinnigen Gemütsart einer jüngeren Tochter, meiner Namensschwester, mit der ich aber gottlob! sonst nichts gemein hatte.

Jeden Sonntag gingen wir nachmittags mit den Eltern zu Bramigks, wo erstere eine Partie machten und wir Kinder uns wie Kinder amüsierten, so gut es ging. Ein Graf Bose[3]) mit seiner Gemahlin, einer geborenen Holländerin, die die Eltern kannten, und ein Baron von Döring mit seiner Frau gaben bisweilen Assembleen, zu denen die Eltern mich mitnahmen. Bei ihnen erfuhr ich eine Täuschung komischer Art. Ich durfte bisweilen ins Theater gehen. Der erste Held im Schauspiel und in einigen Opernrollen war ein gewisser Kafka[4]). Schwerlich würde er meine Kritik jetzt aushalten; damals aber geriet ich vor Bewunderung seiner Erhabenheit in edlen Rollen oft ganz in Feuer und dachte, wer so spielen kann, was muß das für ein trefflicher, edler Mensch sein! Auch sein Äußeres dachte ich mir, seiner Erscheinung auf der Bühne gemäß, schön und würdig. Ich brannte vor Verlangen, den außerordentlichen Mann

[1]) Tischbein lebte da von 1795—1800.

[2]) S. über ihn die Allg. D. Biogr.; Tischbein hat ihn im folgenden Jahre (auch für Gleims Freundschaftstempel, s. Körte, Gleim, S. 453) gemalt. Der Künstler sollte ihm für die 1795 gegründete (übrigens 1806 bankerott gewordene) chalkographische Gesellschaft in Dessau alljährlich ein historisches Gemälde liefern; doch überschätzte Erdmannsdorff ihn für die Zwecke der Gesellschaft. S. Hosaeus i. d. Mittlgn. d. Vereins f. Anhalt. Gesch. III. 393. 406.

[1]) Er war Besitzer einer großen Tabaksfabrik.

[2]) Ihr Gatte, Hofrat Dr. O., war ein geschätzter Arzt und Vorsitzender der Medizinalkommission.

[3]) Graf Louis Bose bewohnte das jetzige Herzogl. Bibliotheksgebäude, und sein Haus war ein Hauptsammelplatz der höheren Gesellschaftskreise.

[4]) Er war nur vorübergehend an dem erst 1794 begründeten Theater beschäftigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal außer der Bühne zu sehen, wozu ein Konzert bei Herrn von Döring mir endlich verhalf. Ich konnte vor Erwartung kaum die Nacht vorher schlafen und begab mich in sehr erhöhter Stimmung in die Assemblee. Die Gesellschaft war fast schon beisammen, und mein Blick überflog die Reihen der Herren, um den zu erblicken, welcher meine Phantasie in so lebhafte Bewegung versetzt hatte. Ist denn Herr Kafka schon hier? fragte ich endlich eine Bekannte, und sie wies bejahend auf einen mittelgroßen, bleichgelben, dürren Mann, um dessen verzogene, dünne Lippen ein nichtssagendes Lächeln schwebte, dessen gerötete matte Augen unsicher umherblickten und dessen Haltung vollkommen nachlässig war. Nicht möglich, dachte ich, er kann's nicht sein. Aber er war es dennoch; ich hoffte nun auf die Entdeckung seiner inneren Trefflichkeit, indem ich sein Äußeres preisgeben mußte. Als ich ihn aber in den fadesten Gemeinplätzen sprechen hörte und er endlich auch mich seiner Aufmerksamkeit würdigte, indem er mir fade, läppische Schmeicheleien über meinen Gesang — ich hatte ein Paar Arietten gesungen — sagte, wurde er mir so widerlich, daß ich mich empört abwandte; die Eltern, welchen ich meine Enttäuschung mitteilte, lachten herzlich. Seitdem sank mein Enthusiasmus für die Herrn der Bühne gewaltig. Ich dachte immer, wie mögen sie hinter dem Vorhang aussehen und sprechen!

Die Bekanntschaften der Eltern häuften sich, wie ich bemerkt habe, im dritten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau, und es wäre langweilig, alle die Familien aufzuzählen, mit welchen wir nach und nach in gesellige Berührung kamen. Damals schon, wie später, sahen die Eltern des Abends gern Besuch. Bekannte und Freunde durften ungebeten zur Theestunde kommen. Am häufigsten fanden ein Kammerherr von Wolframsdorf, Herr von Lehmann[1]) und Hofrat Kuhn sich ein.

Ersterer war ein gutmütiger aber langweiliger Mensch mit der längsten Nase, die ich je sah. Er liebte Musik und veranstaltete oft kleine Konzerte bei sich, wo ich als Primadonna fetiert wurde. Allmählich aber zeigte sich der Herr Kammerherr nicht bloß als Bewunderer meines Gesangs, sondern meiner Person überhaupt und trug mir endlich seine Hand an. Ich hatte aber nicht Lust Frau Kammerherrin zu werden, und so erhielt der gute Herr v. W. ein recht zierliches Körbchen, was ihn jedoch nicht ganz aus unserm Hause vertrieb. Er fuhr fort uns zu besuchen und fürchterlich dabei zu seufzen, was mich aber nicht im mindesten rührte. Ich will gestehen, daß ich bei meiner damaligen großen Munterkeit mich selbst gern ein bischen über ihn lustig machte.

Der Dichter Matthisson, damals der Fürstin Luise[1]) von Dessau attachiert,[2]) welche, getrennt von ihrem Gemahl durch eine höchst seltsame Einmischung Lavaters, im Luisium, einem sehr schönen Landhause bei Dessau, lebte, war oft in Dessau und bei uns. Sein Äußeres war nicht besonders auffallend, aber ziemlich angenehm damals; später entstellte der zu häufig genossene Wein sein durch Pockennarben schon gebräuntes Antlitz durch brennende Röte zu sehr. Er gab sich etwas sentimental wie seine Gedichte, die mich sehr entzückten. Doch konnte er auch scherzhaft sein, und seine Unterhaltung gab doch immer etwas aus.[3]) Ein anderer, durch Goethe bekannt gewordener Mann, der Hofrat Behrisch[4]), lebte auch in Dessau, und sehr genau erinnere ich mich noch seiner auffallenden Persönlichkeit, die gerade so war, wie Goethe sie in seinem Leben so trefflich geschildert hat[5]). Er begegnete uns oft auf Spaziergängen, wo er sich dann meist an uns anschloß und sich im altmodischen Stil sehr galant gegen die Mutter und mich zeigte. Hofrath Kuhn[6]), dessen ich oben erwähnte, war ein lebensfroher, sehr munterer, geistig geweckter Mann, im Dienste des Prinzen Hans Jörge[7]), nach dessen Tode er nach allen Weltgegenden große Reisen unternahm, so daß er noch jetzt[8]), ein hoher Siebenziger, von einer Reise nach Griechenland wie von einer Spazierfahrt spricht.

Noch eine Bekanntschaft machten wir in Dessau, die des Hofrat Mattei[9]), eines der größten Originale, die man sehen konnte. Zwerghaft klein, aber doch ebenmäßig gebaut, hatte er eine ungemeine Gliedergelenkigkeit. Seine

[1]) Unter dem Titel eines Legationsrats stand er (wie Wolframsdorf) im persönlichen Dienste des Fürsten.

[1]) Prinzessin von Preußen, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, geb. 1750, vermählt 1768, † 1811.

[2]) Als Lektor und Reisegeschäftsführer.

[3]) Auch ihn hat Tischbein gemalt. S. Döring, Matthissons Leben, im 9. Band von dessen Schriften, S. 246.

[4]) Vergl. Hosaeus, E. W. Behrisch. Dessau. 1883 u. Mittlg. d. V. f. Anh. G. III. 492 ff. Behrisch war Erzieher des Erbprinzen.

[5]) S. die Hempelsche Ausgabe, II. 78. Er verdankte sein Amt in Dessau der Empfehlung Gellerts.

[6]) S. auch oben S. 75, Sp. 2.

[7]) (1748—1811), Bruder des Herzogs Franz. S. Hosaeus in d. Mittlg. d. Ver. f. Anh. Gesch. IV. 488 u. ö.

[8]) Die beiden Aufzeichnungen sind 1837 und 1839 gemacht.

[9]) Eigentlich Matthaei. Vergl. über den merkwürdigen Mann den Aufsatz von Scherer im Göthe-Jahrbuch XV. (1894) S. 216—244. Mit dieser Erzählung Karolinens taucht der unstäte Sonderling, der mit dem Jahre 1796 seinem Biographen Scherer aus den Augen entschwunden war, wieder auf. Vgl. auch Funck, Die Wanderjahre der Fr. v. Branconi, in Westerm. Mon. H. 1895. S. 172—185.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Physiognomie war die häßlichste, doch hatten seine schräg liegenden, grauen, blitzenden Augen etwas Anziehendes im Ausdrucke, und bald, wenn man ihn öfters sah, erschien er kaum mehr häßlich. Ein wunderlicher Enthusiasmus beseelte ihn für Personen und Gegenstände sehr verschiedener Art. Die Frauen und Mädchen, welchen er wohlwollte, hatte er ordentlich unter verschiedene Benennungen klassificiert, Himmelskinder, Engel, einzige Seelen, Silberfädchen, Goldherzen u. s. w. Mich verglich er, der Himmel weiß warum, mit der Handschrift eines seiner Freunde. Übrigens rangierte ich unter den Himmelskindern, meine Mutter nannte er Sophienherz, Betty war ein Silberglöckchen.

Mattei war, als wir ihn kennen lernten, schon ein Mann von 60 Jahren, so schien er, viele aber wollten behaupten, er müsse älter sein [1]). Man hielt ihn für einen getauften Juden, ohne es gewiß sagen zu können [2]). Seine Familienverhältnisse waren und blieben unbekannt. Als Hofmeister eines Herrn von Branconi [3]) war er zuerst nach Dessau gekommen. Dieser Branconi lebte jetzt verheiratet in Dessau, und Mattei besuchte ihn oft. Branconi wußte oder wollte nicht mehr von ihm wissen und sagen als andere. Merkwürdig aber war es, daß Mattei in Verbindung mit den meisten Höfen Deutschlands und vielen vornehmen und berühmten Personen stand. Der Fürst wie die Fürstin und die Erbprinzeß von Dessau hielten sehr viel von ihm. Er hatte bei den Herrschaften freien Zutritt, er mochte kommen wann er wollte, und freie Tafel. Die Königin Luise von Preußen hatte er unvermählt gekannt; er stand in hoher Gnade bei ihr und blieb es, als sie später Königin wurde. Mit dem Wesen der höchsten Offenheit verband er die feinste Diskretion. Offenbar genoß er das Vertrauen dieser höchsten Herrschaften und mochte in mancher Angelegenheit in ihre Dienste verwickelt sein; doch rühmte er sich dessen nie, sondern ging stets leicht, ohne alle Anmaßung oder Wichtigthuerei über die Beweise von Achtung hinweg, die ihm höhere Personen erwiesen. Oft, erinnere ich mich, wurde er plötzlich von uns abgerufen, um zum Fürsten oder zur Erbprinzeß zu kommen. Er genügte dieser Aufforderung ohne alle Bemerkungen oder zu große Eile, und niemals fiel es jemand ein, ihn zu fragen, was denn die gnädigen Herrschaften mit ihm vorhätten. So natürlich nahm er diese Auszeichnungen als von selbst verstanden an, und so gewiß war man seiner unverbrüchlichen Diskretion. Nach einer langen Abwesenheit kam er gewöhnlich unangemeldet mit großem Jubel an und warf seinen Hut ein paarmal hoch in die Luft unter einer Menge der freudigsten Exklamationen, wohlverstanden aber nur, wenn er die Mutter mit uns Mädchen allein fand; denn vor Männern nahm er sich zusammen, doch ohne daß es den Anschein hatte, als thäte er es mit Fleiß. Er erweckte Vertrauen und wußte bei den meisten Gelegenheiten Rat. Doch muß ich bemerken, daß er im allgemeinen bei den Frauen mehr Glück machte, als bei den Männern. Mein Vater hatte nichts gegen ihn, aber auch nichts für ihn. Viele andere Männer aber konnten ihn nicht leiden, er war ihnen zu exaltiert. Meiner Meinung nach aber verstanden die Männer nicht ihn richtig zu beurteilen. Weit entfernt, daß es ihm an Tiefe und Ernst gefehlt hätte, zeigte er vielmehr — des konnte man sicher sein — diese Eigenschaften in hohem Grade, wenn der Anlaß dazu aufforderte. Man konnte von ihm sagen, er war überall und nirgends zu Hause; denn in aller Herren Ländern fand er in dem Hause eines Freundes oder hohen Gönners eine Heimat; so kosteten ihm nur seine Fahrten, sein Aufenthalt nie etwas. Seine Lebensgewohnheiten waren äußerst bedacht und mäßig; seine Toilette sehr einfach, und ich habe ihn nie anders gesehen, als grau in grau gekleidet, mit einer schmalen weißen Halsbinde und hoch zugeknöpfter grauer oder weißer Weste.

Eine Jugendfreundin, die ich mir in Dessau noch gewann, war Jettchen Feder, älteste Tochter des Professors Feder in Dessau [1]). Dieser hielt eine Pension für junge Leute, und in seinem Hause fand eine einfache, aber muntere Geselligkeit statt. Bald verband mich mit Jettchen eine warme Freundschaft, die mich etwas den Schwestern Erd-

[1]) Er war 1744 in Nürnberg geboren und starb 1830 in Neustrelitz.

[2]) Er war es allerdings; sein Vater, der Fürther Simon Geithel, hatte ihn und sich 1748 taufen lassen. S. Scherer a. a. O. S. 217.

[3]) Er war eigentlich Erzieher des 1767 gebornen Grafen von Forstenburg gewesen, eines natürlichen Sohns des Herzogs von Braunschweig und der bekannten, 1793 verstorbenen Frau von Branconi; übrigens war dieser sein Zögling schon 1794 an den Folgen seiner bei Kaiserslautern erhaltenen Wunden gestorben. Der zwei Jahre ältere, legitime Sohn der berühmten Schönheit, Franz Anton Salvator von Branconi, ist nach einem ehrenvollen Leben 1827 als preußischer Landrat und Kammerherr gestorben. (S. Zenker in der Allg. Zeitung 1889, Beil. 199.) Mattei hat wohl auch ihn erzogen, ist aber nicht als sein Hofmeister nach Dessau gekommen; einem Reisemarschall Branconi, der wohl mit dem ebengenannten identisch ist, ließ der Fürst ein schönes, noch heute stehendes Haus bauen; übrigens erhielt Mattei zeitlebens von der Familie Branconi ein Jahrgehalt ausgezahlt.

[1]) Über Christoph Friedr. Feder, 1752—1807, s. Hosaeus a. a. O. IV. 437. Er war Lehrer an Basedows Philanthropin gewesen und gründete nach der Auflösung des letzteren (1793) eine eigene Anstalt, zu deren Schülern auch eine Zeitlang der Fürst Pückler-Muskau gehörte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mannsdorff entfremdete, mindestens Luisen, deren Sinnesart, indem sie sich jungfräulich entwickelte, mir immer weniger zusagte, obwohl ich in stetem freundschaftlichen Verkehr mit ihr blieb.

Hier ist nun wohl Zeit etwas von meinem inneren Menschen zu berichten, so gut das der Mensch von sich selbst kann. Man ist, indem man sich schildert, nur zu geneigt, sich ein wenig zu belügen, wenn es auch ohne alle Absicht geschieht. Die Spiegel, die wir unser Inneres reflektieren lassen, sind Schmeichler.

Von einem tiefsinnigen Kinde war ich zu einem lebensfrischen, oft recht mutwilligen Mädchen gediehen. Wenigstens zeichnete ich mich durch Lebhaftigkeit und leichtes Auffassen geselliger Anforderungen merklich vor meinen Gespielinnen aus. Ich knüpfte leicht Unterhaltungen an und überließ mich, wo ich Anklang fand, der Freude mit großer Lebendigkeit. Meine sehr früh geweckte Phantasie fand überall Nahrung und schmückte die Wirklichkeit mit Glanzbildern, die bei einer weniger sittlichen Richtung, als ich sie glücklicherweise hatte, sehr gefährlich werden konnten und die mir doch gewissermaßen schadeten. Ich nahm die Menschen selten wie sie waren, sondern wie ich sie haben wollte. Leicht Feuer und Flamme für neue Erscheinungen und gestört, wenn ich mich getäuscht sah, geriet ich in eine innere Unsicherheit über mein eigenes Urteil, das später oft bis zum Mißtrauen ging und mich in schwankende Zustände versetzte, die meinen Hang zur Träumerei nährten und mich immer unpraktischer machten. Ich hätte einer anderen Leitung bedurft als derjenigen meiner gewiß trefflichen, aber mich nicht verstehenden Eltern. Der Vater, zu sehr befriedigt durch mein Talent zur Musik und zum Zeichnen, hielt mich einen großen Teil des Morgens bei sich fest. Er strebte eifrig danach, diese Talente völlig bei mir zu entwickeln, und überzeugt, daß er sich hinsichtlich meiner sittlichen Bildung getrost auf die Mutter verlassen könne, forschte er meiner Denkweise und meinen Empfindungen nicht sonderlich nach. Ich mußte ihm oft vorlesen, französisch oder deutsch. Er merkte, wie ich das Gelesene begriff, ohne zu beachten, wie es wirken konnte. Hinsichtlich unseres äußeren Benehmens betrachtete er uns sehr scharf, und ich gab ihm in dieser Beziehung keine Ursache, mit mir unzufrieden zu sein. Was mich innerlich auch erregen mochte, zeigte ich doch in Gesellschaft ein so gehaltenes Benehmen, daß ich für ein höchst verständiges Mädchen galt. Wer mich aber mit Jettchen Feder oder den Erdmannsdorff gesehen hätte, würde mir diese gute Meinung wieder entzogen haben. So sehr überließ ich mich bei diesen drei vertrauten Freundinnen oft den Sprüngen meiner Phantasie und einer Exaltation, die diese bei weitem ruhigeren Seelen nicht begreifen konnten, an der sie sich aber ergötzten. Ich konnte aber auch Stunden voll Ernst und tiefer Betrachtung haben. Kurz, ich war ein Compositum von sehr verschiedenen Bestandteilen, wovon billig einige scharf hätten ausgemerzt werden müssen. Vielleicht hätte ein religiöser Unterricht, wie meine Kinder so glücklich waren ihn zu genießen, viel zu einer solchen inneren Reife beigetragen; einen solchen fand ich aber nicht. Die starre Orthodoxie des Predigers, welcher mich unterrichtete, erkältete mich, ja leider that sie noch mehr, sie belustigte mich.

Je näher indes der Konfirmationstag rückte, je ernster wurde mir zu Mut. Ich las viel im neuen Testament und hielt mir die Wichtigkeit des Tages vor, an welchem ich Gott geloben sollte, auf Erden vor ihm nach seinem Gesetz zu wandeln. Den Tag selbst beging ich in wirklich andächtiger, tief bewegter Stimmung. Es war im Frühjahr [1799], als ich konfirmiert wurde.

Ich hatte damals mein fünfzehntes Lebensjahr beschlossen, und ein neuer Lebensabschnitt begann für mich. Bald nach der Konfirmation traten wir alle eine Reise an. Ich mit meiner kleinen Schwester sollte auf ein paar Monate zu der Familie Bertuch[1]) nach Weimar kommen, ein Plan, den Mattei ausgeheckt hatte. Die Mutter war zu Wilhelm Schlegel eingeladen, der damals mit seiner ersten Frau in Jena lebte, und der Vater reiste nach Karlsbad.

Betty und ich fanden im Bertuchschen Hause die liebevollste Aufnahme, und daß es mir da nicht gerade gefiel, lag gewiß mehr an mir, als an der braven Frau Bertuch, ihrer Schwester und der erwachsenen Tochter, die damals eben mit Froriep[2]) versprochen war und jetzt schon in kühler Erde schlummert. Wir bewohnten mit der Tochter des Hauses drei hübsche Stuben im dritten Stock, hatten Musikunterricht, und ich sollte mich nach Freund Matteis verständiger Berechnung in diesem durchaus praktischen, geregelten Haushalt zu meinem Nutzen umsehen. Davon wurde aber, gestehe ich beschämt, nichts. Vielmehr gehört diese Zeit zu der unnützesten in meinem Leben. Zu befehlen hatten mir meine freundlichen Wirte nichts, und aus eigenem Antrieb fand ich mich zu häuslich thätiger Wirksamkeit gar nicht aufgefordert. Durch des Vaters

[1]) Der Buchhändler und Schriftsteller Fr. J. B., 1747—1822, Geheimsekretär Karl Augusts, stand mit Goethe und dem Weimarischen Litteraturkreis in der engsten Beziehung. S. über ihn d. Allg. D. Biogr. II. 552.

[2]) Ludwig Friedrich Froriep, 1779—1847, Professor der Chirurgie in Jena, Halle und Tübingen, zuletzt Obermedizinalrat in Weimar, leitete später auch das Verlagsgeschäft Bertuchs.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bertuch Güte reichlich mit Büchern versehen, lag ich stundenlang darüber fest; dann wurde Musik getrieben, gezeichnet, spazieren und in Gesellschaft gegangen, wo ich mehr gefiel, als mir just taugte. Lottchen Bertuch, nicht im mindesten hübsch, aber sehr verständigen und häuslichen Sinnes, konnte nicht auf mich einwirken, weil sie nicht zu mir paßte. Ich mag ihr manchen Anstoß dadurch gegeben haben, daß ich in meiner Stube mehr genial als ordentlich wirtschaftete, was sehr im Kontrast stand zu den guten Lehren, die ich meiner elfjährigen Schwester erteilte, welche zu bemuttern ich angewiesen war. Doch versöhnte meine Gutmütigkeit Lottchen mit meinen Fehlern, wie ich glaube. Auch nahm ich manchmal einen Anlauf, ihrem Beispiel zu folgen; aber es war nicht von Dauer, und so verflossen etwa sechs Wochen, bis uns die Mutter nach Jena abholte. Aufrichtig gesagt, glaube ich, daß Bertuchs sich nicht grämten, die kleinen Gäste los zu werden; ich grämte mich aber auch nicht und verließ gern ein Haus, wo ich mehr Prosa fand, als meine Natur vertrug.

Im Schlegelschen Hause in Jena gabs dagegen Poesie genug, aber keine Ordnung. Diese Wirtschaft überstieg jede mögliche geniale Unordnung und wurde mir so widerlich, daß ich dadurch erst die Notwendigkeit einer besseren Einrichtung schätzen lernte. Bei Schlegels war ich viel ordentlicher als bei Bertuchs.

Ein munteres Leben herrschte im Schlegelschen Hause. Von Frau Schlegel, der ehemaligen Böhmer, ihrem Verhältnis zu Schlegel, von der Bedingung, unter welcher sie ihm, Schlegel, ihre Hand gereicht hatte, habe ich schon oben gesprochen. Im zweiten Jahre unseres Aufenthaltes in Dessau brachte er die junge Frau mit einer allerliebsten Stieftochter nach Dessau, wo sie etwa vierzehn Tage bei uns wohnten. Diese Stieftochter, Auguste Böhmer, war ein liebliches Mädchen von etwa vierzehn Jahren und, man mußte gestehen, gut erzogen. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Frauen von leichten Grundsätzen bemüht sind, ihren Töchtern ganz entgegengesetzte Gesinnungen einzuflößen, gleich als wollten sie sich dadurch entsündigen oder sich Fürsprecher vor Gottes Thron bilden in den geliebten Wesen, welche sie vor dem Gift bewahrten, das sie selbst verzehrt.

Auguste war ein fleckenloses Kind, ihr Stiefvater betete sie an, und man mußte der Mutter um des Engels willen, den sie verderben konnte und doch so heilig hielt, die eigene Schuld nachsehen. Ich glaube, so empfanden meine Eltern; sie waren freundlich gegen Madame Schlegel, obwohl der Vater, ungewonnen durch ihre anmutige Genialität, ihr oft tüchtig was abgab, was sie ganz allerliebst aufnahm und wieder vom Ärmel schüttelte. Sie war gar nicht schön, kaum hübsch, aber ihre nette, gewandte, kleine Gestalt war graziös, wie ihr ganzes Wesen, und in dem von Pockennarben etwas beschädigten Antlitz lag so viel Einnehmendes, in ihren Augen leuchtete so viel Geist, und ihre Lippen zeigten, wenn sie sich öffneten, so schöne Zähne, daß man allenfalls die Neigung begreifen kann, welche nicht bloß Schlegel, sondern auch viele andere Männer ihr maßlos widmeten. Von Dessau wollten Schlegels damals nach Jena gehen, wo er eine Professur angenommen hatte.

Schlegel gehörte zu der damaligen Zunft anmaßender Schriftsteller, in der Roheit, hämische Spottsucht und die frechste Unsittlichkeit mit dem Stempel der Genialität bezeichnet wurden und deren Haupt er mit seinem Bruder bildete. Von ihnen gingen die Lucinden u. s. w. aus, Werke, die jetzt gottlob! selbst Männer zum Teil nicht kennen oder nach ihrem wahren Wert zu beurteilen wissen. Unzählige Streitigkeiten setzte es über diese unreinen Geisteserzeugnisse, die doch ihres Verfassers bessere Natur verleugneten, zwischen Schlegel und meinem Vater, der den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern sehr liebte und suchte und mit vielen Gelehrten und Schriftstellern freundschaftlich verbunden war; über diese Schlegelschen Produkte aber fühlte sich mein Vater, der sich an den früheren Leistungen des jungen Mannes erfreut hatte, ganz empört und sprach ihm seine Meinung unumwunden aus. Zum ersten Mal hörte ich ihn bei einer solchen Gelegenheit eine unartige Antwort geben. Schlegel persiflierte jemand in einem Gespräch mit dem Vater ganz jämmerlich und sprach sogar über dessen Physiognomie des Anathema aus. Auf des Vaters Einwurf, daß der Mann sich sein Gesicht doch nicht selbst gemacht habe, antwortete Schlegel: „Ei was, jeder tüchtige Mensch vermag sich selbst sein Gesicht zu schaffen.“ Im vollen Zorn versetzte der Vater: „Könnte man dies, so würden Sie besonders wohlgethan haben, sich ein anderes zu machen.“ — „Sie“, sagte der Vater einmal heftig erregt zu der Frau, „Sie sind die Schlange, welche Schlegel verführt, von Ihnen empfängt er das verderbende Gift, um es weiter zu verbreiten.“ Die kluge Frau lachte und wußte durch irgend eine scherzhafte Wendung Schlegels aufsteigenden Zorn wie des Vaters Heftigkeit zu beschwören. Die Männer blieben Freunde, aus alter Gewohnheit und angeborener Gutmütigkeit, und beim Abschied mußte die Mutter versprechen, das Ehepaar zu besuchen, was denn jetzt auch geschah.

Schlegels wohnten in Jena sehr beschränkt. Ihnen gegenüber, ich glaube die Häuser nur durch einen Hof getrennt, wohnte der Justizrat Hufeland. Die Justiz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rätin war eine sehr elegante, lebenslustige Frau und wie ihr Mann sehr mit Schlegels befreundet.

Viele interessante Männer mit ihren Familien bildeten damals in Jena eine sehr anziehende Geselligkeit. Paulus, Mereau, Loder, Frommann waren mit Schlegels und Hufelands befreundet.[1]) Auch Gries gehörte zu dieser Elite, sowie viele junge liebenswürdige und geistvolle Studierende. Es war ein Kreis, wo Lust und Leben herrschte, Bälle, Landpartien, kleine Maskeraden, alles gab es da, um junge Gemüter anzuziehen, vielleicht auch zu verlocken. Es war eine muntere Zeit, die ich unbefangen hinnahm und genoß. Gut war es jedoch, daß diese Zeit nicht zu weit ausgedehnt wurde und daß ich in Auguste den Genius fand, dessen Einfluß und kindlicher Umgang mich mehr beherrschte als andere Eindrücke.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Jena kam Schelling an und bezog eine Stube im Schlegelschen Hause, wo er auch nebst mehreren jungen Leuten seinen Mittagstisch hatte. Dieser letzte war nicht der beste, vielmehr gab es ein abscheulicheres, ungesunderes Essen als hier wohl selten. Vielleicht wußte Frau Schlegel oft um 12 Uhr noch nicht, was Sie kochen lassen wollte. Saure Gurken, Kartoffeln, Heringe und eine unschmackhafte Wassersuppe halfen dann aus. Die Würze zu diesem Mahl lieferten geistige Bestandteile bei der unnachlassenden Gewandtheit der Wirtin, alle zu beleben und anzureizen, ihren Witz leuchten zu lassen, so daß die Gesellschaft über dem Sprechen das Essen vergaß.

Wie Frau Schlegel verstand, Herzen zu gewinnen, bezeugt ihr dritter Mann, Schelling. Schelling dachte, als er nach Jena kam, an nichts weniger als daran, dies zu werden; er hatte sich sogar höchst nachteilig über die Schlegel geäußert und versichert, ihn werde sie nicht behexen. Sicher ist es, daß der Dame diese Äußerungen bekannt wurden. Wie sie es aber anfing, ihn als Gast oder Mieter — ob ersteres oder letzteres, weiß ich nicht mehr — ins Haus zu bekommen, blieb unerörtert. Genug, er kam. Mir nicht, aber der Mutter, wie sie später erzählte, wurde bald bemerkbar, daß sich zwischen Schelling und seiner Wirtin ein Verhältnis entspann, unter dem Schlegel sehr litt. Ich entsinne mich, daß einst nach einem kleinen Ball bei Schlegels, als alle Gäste schon fort waren und ich in den Saal zurückkehrte, um etwas zu holen, Schlegel und seine Frau in großer Aufregung neben einander einherschritten. Er weinte, sie sah sehr entschlossen und erhitzt aus. Diese Wahrnehmungen machte ich schnell und teilte sie der Mutter mit. „Sie werden sich gezankt haben", antwortete die Mutter leichthin, und ich dachte nicht weiter darüber nach.

Sehr angenehme Stunden brachten wir bei Loders, Hufelands und Frommanns zu. Bei Hufelands gab es einst eine kleine Maskerade, wo ich als Sultanin, Schlegel als Sultan kostümiert, wie behauptet wurde, uns vortrefflich ausnahmen. Eine andere Fête nur für junge Leute nahm ein Ende, das mich verscheuchte. Unter anderen angenehmen, munteren jungen Leuten gehörte auch ein gewisser Winckelmann[1]) zu diesem Kreis, der bisweilen mehr Student als feiner Herr war. Bei der gedachten Fête, als wir nach allerhand Spielen am Tisch saßen, fing Winckelmann plötzlich, begeistert durch häufig genossenen Punsch, an zu singen: „Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen". Er begleitete diese Rede mit so ausdrucksvoller Freundlichkeit gegen seine Nachbarin, was ich glücklicherweise nicht war, daß mir alle Lust verging, länger zu bleiben. Ich stand auf und entfernte mich mit Auguste sogleich.

Gegen das Ende unseres Aufenthaltes in Jena kam Friedrich Schlegel an. Seine erste Erscheinung befremdete mich sehr. Ich stand im Speisezimmer am Fenster, als eine kurze, gedrungene Gestalt, bewaffnet mit einem tüchtigen Knotenstock, in höchst unscheinbarem, ja unsauberem Anzug mit dem Ranzen auf dem Rücken keck in das Zimmer trat. Ich erschrak und sah in ihm einen dreisten Bettler. Er bemerkte es lächelnd und hätte sich wohl mit meiner Verlegenheit längere Zeit Spaß erlaubt, wäre nicht gerade seine Schwägerin eingetreten und hätte ihn bewillkommt. Friedrich Schlegel gefiel mir übrigens nicht sonderlich, und die Aufmerksamkeit, welche er mir erwies, konnte mich nicht günstiger für ihn stimmen.

Die Mutter bereitete sich endlich zur Abreise. Ohne zu wissen, warum, bemerkte man je länger, je mehr das

[1]) Über Hufeland, den Rationalisten Paulus, den Juristen Mereau, den ersten (von ihr geschiedenen) Gatten von Cl. Brentanos erster Frau, der Dichterin Sophie M. geb. Schubert, den Mediziner Loder, den Tischbein gemalt hat, Frommann und den Übersetzer Gries s. d. Allg. D. Biogr.

[1]) Es war der Neffe des Dichters Leisewitz, der Mediziner und Dichter Stephan August Winckelmann, der sich zu den Romantikern hielt, aber schon 26jährig als Professor am anatomisch-chirurgischen Kollegium seiner Vaterstadt Braunschweig 1806 (nicht 1810, wie es bei Pütter-Saalfeld, Versuch e. akad. Gel.-Gesch. III. 173 und bei andern heißt) starb. Vergl. A. Steig, Achim von Arnim ꝛc. S. 172, wo Brentano im Mai 1806 an Arnim schreibt: „Vorgestern erhielt ich die Nachricht von Winckelmanns Tod durch Wilken, der sie von Bouterwek in Leipzig gehört hat. Er starb im Februar an einem schnellen Nervenfieber, so schnell, daß Bouterwek Aufsätze von ihm für seine Vesta und seine Todesnachricht zugleich erhielt. — — — Mich dauert der ganze gute Kerl, der vor Klassiker-, Studenten- und Dozentenleben gar nie zu rechtem Menschenleben gekommen ist."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestörte Verhältnis Schlegels und seiner Frau. Er war auffallend übellaunig, sie behandelte ihn mit kalter Verachtung. Schelling betrug sich, als ginge ihn das gar nichts an, er zeigte sich freundlich gegen Schlegel, während er sich ganz vertraulich gegen die Frau benahm und deren Tochter Auguste eine ungemeine Zärtlichkeit bewies, die aber von dem jungen Mädchen schroff zurückgewiesen wurde. Es war, als ob damals in der frommen, reinen Seele ein Verdacht gegen die Mutter erwachte und gegen den zweiten ihr aufgedrungenen Stiefvater ein Abscheu, welcher sie bei ihrer zarten geistigen und körperlichen Organisation einem frühen Grabe zuführte.

Auguste und ich nahmen schmerzvollen Abschied; ich zwar ahnte von dem, was wenige Wochen nachher sich entwickelte, noch nichts. Aber Auguste zerfloß in Thränen und wollte mich und Betty gar nicht lassen. Wir sahen uns nie wieder.

Bald nachher wurde Schlegels Ehe aufgelöst, und einige Monate später war die getrennte Frau mit Schelling verheiratet. Meine Korrespondenz mit Auguste dauerte fort,[1]) die veränderten häuslichen Verhältnisse aber überging sie in ihren Briefen so viel als möglich. Sie starb leider bald nach der Verheiratung der Mutter,[2]) und ihr Tod betrübte mich tief. Was muß ihre Seele gelitten haben in der Entwürdigung einer Mutter, die sie so sehr liebte!

Wir kehrten also nach Dessau zurück, wo wir aber nicht lange mehr, nur etwa bis Neujahr verweilten, um dann nach Leipzig überzusiedeln. Ich verließ Dessau ungern, hauptsächlich um Jettchen Feders willen, aber auch außerdem hatten sich dort manche angenehme gesellige Bande für mich geknüpft. In der letzten Zeit waren wir, d. h. die Mutter und wir Töchter, oft bei der Erbprinzeß von Dessau[1]) zum Thee. Diese vortreffliche Frau liebte die Musik und fand besondere Freude an unserem Gesang, der sich immer mehr vervollkommnete, indem ich gründlichen Unterricht erhielt, Bettys Stimme sich auch mehr befestigte und unsere Trios durch der Mutter herrliche Altstimme zu einer wahren Kunstvollendung gediehen. Wir erlangten eine Art Berühmtheit, welche dem Vater vielleicht noch mehr Freude machte als uns.

Bevor ich mit meinen Erinnerungen von Dessau scheide, muß ich noch eines Vorfalls gedenken, der nicht ohne Einfluß auf mein Gemüt war. Es bestand in Dessau ein Pickenick, wozu die Honoratioren sich alle vierzehn Tage versammelten. Die Älteren spielten, und nach Tisch wurde getanzt. Ich fand diese Bälle in einem engen, nichts weniger als eleganten Lokal, welches obendrein aus einem Nebenzimmer, worin die Herren rauchten, mit Dampf erfüllt war, gar herrlich und war beglückt, wenn die Eltern mich mitnahmen. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Advokaten Schubring,[2]) der sich bald zu meinem Verehrer erklärte und endlich ernste Absichten zu erkennen gab. Es war ein recht braver Mann; um mir aber damals zu gefallen, hätte er ein Grandison sein müssen, und das war er freilich nicht, so wenig als ich eine Henriette Biron war, obwohl ich nicht geringere Ansprüche als diese junge Dame machte hinsichtlich einer Wahl. Ich behandelte den guten Advokaten etwas leichthin und schnöde. Das sollte mir aber nicht ungestraft hingehen. Das letzte Pickenick, dem ich beiwohnte, war bestimmt, mir eine gute Lehre zu geben. Herr Schubring, der erste mich aufzufordern, drückte dabei ziemlich deutlich seine Empfindungen aus, für die ich nur eine spottende Erwiderung hatte, indem ich ihm zugleich den erbetenen Tanz versagte und bald darauf mit einem anderen Herrn antrat. Als ich mich um auszuruhen in eine Ecke des Saales setzte, nahm Herr Schubring einen leerstehenden Stuhl neben mir ein; er sah sehr ernst aus, und ich fühlte im Bewußtsein meines ungehörigen Benehmens seinem Blick gegenüber mich verlegen. Wir schwiegen beide eine Weile. Dann unterbrach er zuerst diese etwas peinliche Stille. „Sie haben mir heute weh gethan, liebe Mamsell Tischbein", sagte er, „vielleicht ohne es gerade zu wollen, denn ich hatte bisher eine zu gute Meinung von Ihnen, um anzunehmen, daß Sie absichtlich mich kränken wollten". Ich konnte ihm nichts erwidern;

---

[1]) Je ein Brief von Karoline Schlegel und Auguste Böhmer ist noch vorhanden.

[2]) Dies ist unrichtig. Auguste Böhmer starb im Bade Bocklet am 12. Juli 1800 (ihr schönes Grabmal von Thorwaldsen s. b. Thiele, a. a. O. Taf. 48); erst am 17. Mai 1803 wurde Karoline Schlegel geschieden und am 26. Juli 1803 mit Schelling getraut. S. Schellings Leben in Briefen, I. S. 255 und 465. Die schönen Briefe der geistreichen Frau, die von Schelling, mit dem sie bis zu ihrem im Jahre 1809 erfolgten Tode in glücklichster Ehe lebte, als ein „Meisterstück des Geistes" bezeichnet wurde, wurden von Waitz herausgegeben unter dem Titel „Karoline", 1871. 2 Bde.; die beigegebenen Stiche von Mutter und Tochter sind nach den von Friedr. Tischbein gemalten Porträten gefertigt. Strenger als Waitz und Haym (Prß. Jahrb. XXVIII. 457—506) geht J. Janssen (Zeit- und Lebensbilder. 2. Aufl. 1876. S. 156—233) mit der „deutschen Kulturdame" ins Gericht.

[1]) Christiane Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. 1774, verlor ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich, schon 1814 und starb 1846.

[2]) Wohl ein Stiefbruder des auf S. 77 Sp. 1 genannten Predigers.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er fuhr fort: „Wären Sie mir gleichgültig, so würde ich kein Wort mehr an Sie richten; aber ich halte es für der Mühe wert, weil Sie mir nicht gleichgültig sind, Ihnen zu sagen, daß es eines guten Mädchens unwürdig ist, wenn sie einen braven Mann, weil sie seine Neigung nicht erwidert, verspottet; seine ehrliche Gesinnung wenigstens sollte erkannt werden, und glauben Sie mir, so zurückgewiesene Männer, wie ich von Ihnen, haben, wenn sie wollen, Waffen gegen Ihr Geschlecht in Händen, die gefährlich sind". Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Worte mich beschämten, die Thränen traten mir in die Augen; aber der Mann hatte recht, er gab mir, was ich verdiente. Gerecht genug, dies einzusehen, war ich bald bereit, es auch zu gestehen. Ich sagte ihm also, daß ich Unrecht gehabt im Übermut meines oft zu fröhlichen Herzens, daß ich für eine Lehre danke, die ich nie vergessen würde, und bat ihn, mir seine Achtung wieder zu schenken. Er ergriff auch mit Thränen in den Augen meine Hand und versicherte mich, er werde stets den innigsten Anteil an meinem Wohl nehmen, und ich möchte auch ihm seine Freimütigkeit verzeihen. So endete diese Szene völlig versöhnend.

Ein behagliches Stillleben genossen wir gerade besonders während der Jahre, die wir in Dessau zubrachten. Unvergeßlich sind mir diese freundlichen Abende geblieben. Die Eltern gingen nur selten in Gesellschaft. Um 3 Uhr speisten wir zu Mittag, weil der Vater, die kurzen Wintertage möglichst nutzend, bis dahin malte. Nach seinem Mittagsschläfchen und genossenem Kaffee begann dann die Mutter ihr Amt als Vorleserin. Der Vater beschäftigte sich dabei mit Entwürfen zu Gemälden oder kleinen Zeichnungen in Crayon, und wir strickten, nähten oder spielten mit einer Art Puppen, die wir aus steifem Papier zierlich zu schnitzeln verstanden und welche ich mit erwachendem Kunstsinn ziemlich glücklich ausmalte. Die Mutter las geschichtliche Werke, Reisebeschreibungen, oft aber auch einen guten alten oder neuen Roman vor. Zu der ernsten Lektüre lieferte der Vater gewöhnlich unterrichtende Kommentare, und gar manches lernte ich auf diese Weise spielend.

Die würdige Persönlichkeit des edlen Fürsten [1]) von Dessau, sein echter Kunstsinn machten dem Vater sein Verhältnis zu ihm sehr angenehm. Der Fürst beschäftigte ihn reichlich und pflegte oft in den Morgenstunden bei dem Vater unangemeldet einzutreten und gemütlich ein Stündchen in dessen Atelier zu verkehren. Einst befand ich mich dort in sehr leichtem Negligé, als der Fürst plötzlich eintrat: erschreckt flüchtete ich hinter ein großes Bild. Der Fürst hatte es aber doch bemerkt, zog mich hervor und lachte herzlich über meine Verlegenheit. Bei einem seiner Besuche [1]) brachte er auch einmal Goethe mit, der auf kurze Zeit nach Dessau gekommen war, obwohl der Fürst dessen Abneigung gegen den Vater kannte. Der Fürst hatte aber geäußert, trotz seines Eigensinnes solle Goethe den Vater besuchen. An der Mutter fand Goethe viel Gefallen und hatte nachher geäußert, „die Tischbein sei eine höchst angenehme Gegenwart."

Unter andern malte der Vater in Dessau ein Familienbild der fürstlichen Familie. Er hatte es eben beendet, als ihn Hugo, [2]) der bekannte Jurist, besuchte und bei der Betrachtung des Bildes aus Ungeschicklichkeit einen Stuhl mitten durch eine der Kindergestalten stieß. Hugo war fast bis zur Ohnmacht erschrocken, der Vater nicht minder. Das Bild ward indessen glücklich wieder restauriert. Hugo hatte, als er viele Jahre später mit dem Vater bei uns in Heidelberg zusammentraf, den Schrecken nicht vergessen, und wenn sie zusammen ein L'hombre machten, erinnerte er wohl daran.

Der Bruder des Fürsten von Dessau, Prinz Johann Georg oder, wie man ihn nannte, Hans Jörge, gab gleichfalls dem Vater viel zu thun. Der Prinz gefiel sich in der Idee, eine Galerie schöner weiblicher Porträts anzulegen. Sein seltsamer, nicht eben feiner Geschmack fand aber dazu meist Vorbilder, welche dem Kunstsinn des Vaters schlecht zusagten. Die prinzlichen Schönheiten waren gewöhnlich von derbem Schlage und vor allem gut ausgestattet mit Körperfülle; ich erinnere mich, wie der Vater oft in komischen Zorn ausbrach, wenn ihm solche Grazien vorgeführt wurden. Einmal geriet er fast in Verzweiflung, als er aus einer recht hausbackenen Köchin eine Diana gestalten sollte, wie denn der Prinz überhaupt liebte, seine Schönen zu mythologisieren.

Sinn für schöne edle Formen war dem Vater besonders eigen. In Porträts idealisierte er vielleicht zu sehr, doch geschah es selten auf Kosten der Ähnlichkeit. Er besaß einen eigenen Takt, jeder Physiognomie gleichsam den günstigsten Moment abzulauschen, und ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich annehme, daß er unter den

[1]) S. über ihn Reil, Leopold Friedrich Franz, Herzog v. Dessau, 1845.

[1]) Es wird 1796 gewesen sein, wo Goethe mit Karl August in Dessau war. S. Mittl. d. V. f. Anhalt. Gesch. III. 511.

[2]) Der später berühmte Jurist und Vorläufer Savignys war in Dessau Lehrer des Erbprinzen Friedrich in Geschichte und Staatswissenschaften.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neueren Künstlern der geschickteste Frauenmaler war.[1]) Seinen männlichen Porträts gebrach es dagegen oft an Kraft, wie man ihm vorwarf.

Sein Kolorit war unnachahmlich. Die Stellungen wählte er leicht und gefällig, sein Faltenwurf war geschmackvoll, nur bediente er sich oft zu den Gewändern matter Farben, welche dem Effekt schadeten.

Seine Kompositionen zu Familiengemälden und historischen Bildern, deren aber nicht viele von ihm vorhanden sind, gerieten leicht etwas ängstlich. Vollkommen Meister im Zeichnen, denn er hatte Anatomie fleißig studiert, durfte er eigentlich seinen Genius nur freier walten lassen, aber er traute sich zu wenig zu. In der Kunst wie im Leben überhaupt leitete ihn eine Art furchtsamer Bescheidenheit, welche seltsam abstach gegen seinen sonst so lebendigen Geist. In den Skizzen zu seinen größeren Bildern herrschte Freiheit und Genie; kam es aber zur Ausführung, so genügte er sich nicht, änderte dies und jenes, mäkelte hier und da, und so blieb stets die Ausführung hinter dem Entwurf zurück. Fremde Kunstleistungen erkannte er gern überall an und wußte selbst aus mittelmäßigen Bildern eifrig das Gute herauszufinden. Seine eigenen Arbeiten aber waren ihm nie gut genug, und ein kleiner Tadel, der sie traf, konnte ihn oft auf lange Zeit entmutigen. „Je länger man malt", pflegte er dann wohl zu sagen, „je mehr sieht man ein, wie wenig man kann." Vor Grassis[2]) Bildern in Dresden habe ich ihn oft entzückt stehen sehen, indem er bemerkte, so viel vermöge sein Pinsel nicht.

Der Vater konnte sehr zerstreut sein, ein Fehler, den sein Vater in noch höherem Maße besessen haben soll. Von des Vaters Zerstreutheit bewahrte die Mutter manches hübsche Geschichtchen in ihrem Gedächtnis, mir aber fällt gerade nur eins der Art jetzt ein. Der Vater war mit dem alten Gleim befreundet und korrespondierte mit ihm. Als er einst während seines Aufenthaltes in Berlin zugleich an Gleim und an die Mutter schrieb, verwechselte er die Adressen. Ein höchst zärtlicher Brief, der gleich so anfing: „Meine englische Sophie", kam an den alten Dichter, und die Mutter erhielt den an Gleim gerichteten Brief. Dies Stückchen trug der Mutter ein niedliches komisches Gedicht ein, welches Gleim, den Vorfall besingend, zugleich mit dem der Mutter gehörigen Brief dieser übersandte.

[1]) Er wurde in der That nur von Anton Graff in Dresden übertroffen.

[2]) Joseph Grassi (1757—1836) war seit 1799 Professor an der Dresdener Akademie. S. Allg. D. Biogr.

Leidenschaftlich liebte der Vater die Musik, und schon sehr zeitig mußte die Mutter mich und meine Schwester kleine Liedchen lehren. Später erhielten wir denn gute Lehrmeister und brachten es bei glücklichen Anlagen zu einer fast kunstmäßigen Fertigkeit im Gesang. Des Vaters größte Freude war es, sich von uns, während er malte, vorsingen zu lassen. Sein Gehör war so fein, daß ihm nicht der kleinste Mißton entging, und bei der Wahl der Musikstücke, die er für uns anschaffte, leitete ihn ein vollkommen feiner Geschmack.

Als wir Dessau mit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts verließen, war ich etwa siebzehn Jahre alt, sehr vorgeschritten in meiner geistigen Entwickelung, geübt im Zeichnen und Gesang, von jugendlichem und deshalb ganz hübschem Äußeren und zeigte nach der Anleitung des Vaters im geselligen Leben sowohl großen Anstand als Munterkeit. Ich darf sagen, daß ich mich frei hielt sowohl von Koketterie als von kindischen Liebeleien, wie sie im Dessauer Mädchenkreise ziemlich Mode waren. Ich konnte wohl etwas übermütig und schnöde sein, aber nie leichtsinnig; auch gefiel mir unter allen jungen Herren, die ich bis dahin kennen gelernt hatte, keiner. Meist schloß ich mich an die älteren Herren an, weil ich, wißbegierig von Natur, durch ihre Unterhaltung etwas zu lernen hoffte. So war ich ziemlich bekannt mit Matthison geworden, und der wunderliche Mattei nannte mich oft seine Pallas Athene. Ich konnte ernsthaft sein und mich den tiefsinnigsten Betrachtungen hingeben, im Gegensatz aber auch einmal wieder wo nicht ausgelassen, doch recht mutwillig, heiter und, wenigstens in Gedanken, oft recht unbesonnen sein. Es war vieles in mir unsicher und unklar, weil es meiner religiösen Überzeugung an Tiefe und Festigkeit fehlte, worauf alles andere beruht, was dem inneren Menschen Halt giebt. Momenten eines höheren Aufschwungs folgte oft tiefe Entmutigung, ich konnte die rechte Quelle nicht finden, weil ich sie nicht auf die rechte Weise zu suchen verstand. Meine Begriffe über Menschen und Verhältnisse waren einseitig und überspannt, und in echt weiblicher Wirksamkeit leistete ich nichts. Die Mutter, eine rührige und thätige Frau, versuchte zwar oft uns Töchter zu häuslichen Arbeiten anzuleiten. Sie fand aber in dem guten Vater den entschiedensten Widerstand und in mir keinen Trieb, ihr entgegenzukommen. Der Vater verlangte meine Gegenwart im Atelier fast den ganzen Vormittag, wo ich erst zeichnen, dann mit der Mutter und Betty singen, oft auch ihm vorlesen mußte. In die Küche kam ich nicht, und überhaupt mit häuslichen Geschäften hatte ich nichts zu thun. Nur in weiblicher Putzarbeit erlangte ich einige Fertig-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit, da unsere Toilette in Leipzig, wo wir täglich in Gesellschaft waren, viel erheischte und die Mutter doch gern, wo es anging, zu sparen suchte.

Im Winter 1801 [1800/1] kamen wir in Leipzig an, und die Eltern fanden dort die erwünschte Aufnahme. Unsere künftige Wohnung im Schlosse, der alten in der Geschichte vielgenannten Pleißenburg, bedurfte, um uns aufzunehmen, zuvor noch einer großen Reparatur. Es wurden die nötigen Vorkehrungen deshalb getroffen, und unterdessen brachten wir etwa vierzehn Tage in höchst angenehmer Geselligkeit zu, indem wir überall Einladungen erhielten und, wie man sagt, durch unser Trio Furore machten. Die Familien, mit welchen wir später uns am innigsten befreundeten, lernten wir damals noch nicht kennen. Wir waren zunächst an den Bürgermeister Müller, den Kupferstecher Bause[1]) und die Bankiers Löhr, Freege und Dufour adressiert.

Gern gedenke ich dieser Tage, wo ich, eine Welt voll Glanz und Lust betretend, mich wirklich ergötzte und das, woran es dieser Welt gebrach, nicht Zeit hatte zu prüfen. Wir bewohnten damals einige hübsche Zimmer in einem Hause am Markt, unfern des alten Rathauses, welches ein Gegenstand meiner Aufmerksamkeit wurde, da ich genug über den 30jährigen Krieg gelesen hatte, um zu wissen, wie oft die bedrängten Väter der Stadt in diesen alten Hallen Rat gepflogen hatten. Meine Einbildungskraft, wenn ich von unserem Hause aus das ehrwürdige Gebäude betrachtete, belebte mir dann eine Menge merkwürdiger Ereignisse, worunter Gustav Adolfs Einzug in die durch ihn befreite Stadt sich besonders hervorthat. Gustav Adolf war der Held, den meine junge Seele vergötterte. Alles, was Bezug auf ihn hatte, las ich mit dem größten Eifer, ja ich verschlang es, und hätte viel darum gegeben, gelebt zu haben, als er Deutschlands Boden betrat. Ich träumte mich in jene Zeit, träumte mich in manche schöne, edle Beziehung zu dem frommen, tapferen Helden, während die Eltern, wenn ich mechanisch etwas dabei trieb, wohl nicht entfernt daran dachten, wo ich im Geiste weilte. Diese Träumereien machten einen Bestandteil meiner Existenz aus. Sie beschäftigten mich in verschiedenen Beziehungen, damals wie später, ja sie begleiteten mich ins Alter.

Nach diesem kurzen Aufenthalt in Leipzig verließen wir es wieder, um noch auf einige Zeit nach Dresden zu gehen. Es war ein recht kalter Wintertag, als wir, gut eingepackt, unsere Reise antraten. Wir stiegen in Dresden in der Neustadt ab, wo uns in der Meißner Straße eine gemietete Wohnung erwartete. Ich hatte viel von Dresden gehört, von der Bildergalerie, der herrlichen Kirchenmusik, der schönen Gegend, von der wir freilich damals wenig genossen. Desto mehr aber gab ich mich anderen Eindrücken hin, die hier so mannigfaltig auf mich einströmten. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben, mit welcher ich zuerst vor Raphaels Madonna trat, mit der ich das Tedeum von Hasse in der katholischen Kirche und so manche andere schöne Musik hörte. Beschreibungen der Art liebe ich überhaupt nicht; es genüge zu sagen, daß ich, begabt mit großer Empfänglichkeit, alles auffaßte, was ich Erhabenes sah und hörte, um es mir so kräftig einzuprägen, daß diese Erinnerungen immer noch zu den schönsten gehören, welche ich bewahre. Das reichste gesellige Leben begann nun auch in Dresden für mich, und ich genoß es frisch und heiter. Unter anderen Bekanntschaften meines Alters zeichneten sich Cora Neumann und Lina Graff[1]) aus, erstere durch achtungswürdige geistige Eigenschaften, letztere durch große Anmut. Die Familie Neumann gehörte zu den merkwürdigen äußeren Erscheinungen, welche man nicht leicht vergißt. Die Mutter und eine unverheiratete Schwester derselben waren mehr als häßlich; gnomenhaft klein, verwachsen, braungelb mit platten, unförmlichen Zügen, machten sie einen um so übleren Eindruck, als sie in Anzug und Benehmen sich jugendlich und anmutig zu geben versuchten. Sie waren höchst empfindsam, immer in Extase. Mit krächzenden Stimmen überboten sie sich in zarten, süßen Redeweisen, wobei die Worte „himmlisch", „göttlich", „einzig" nicht gespart wurden. Wer die Mutter Neumann ihre Schwester „süße Lina" nennen hörte und diese wiederum jene „meine Herrliche", konnte nicht ernsthaft bleiben, so sehr standen diese Benennungen im Kontrast zu denen, welchen sie galten. Sonst waren Mutter und Tante gutmütige Damen, die, natürlicher auftretend, sich wohl Zuneigung erwerben konnten. Cora, in der That sorgfältig erzogen und bei ihren Fähigkeiten vielseitig ausgebildet, war nicht ganz so häßlich wie die Mutter, aber doch völlig entblößt von Grazie und Anmut. Auch ihr hatte man ein gut Teil Sentimentalität eingeimpft, wodurch sie lächerlich wurde bei aller Überlegenheit ihrer moralischen Eigenschaften. Sie mußte singen, tanzen und zeichnen, ohne irgend Talent zu diesen Künsten zu besitzen.

[1]) Joh. Frdr. Bause, ein ausgezeichneter Künstler (1738—1814), war Professor an der Kunstakademie, zu deren Direktor Tischbein als Nachfolger Oesers ernannt war; er hat auch Tischbeinsche Bilder gestochen.

[1]) Die Tochter des berühmten Porträtmalers Anton Graff 1736—1813) aus seiner zweiten Ehe mit der Tochter Sulzers in Berlin; sie heiratete später den Maler Kaaz. S. Muther, A. Graff, S. 32.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihre Stimme war hart, ihre Töne falsch, ihr Körper schwerfällig, klein und stark. Mir widmete sie eine besondere Liebe, die ich so gut erwiderte wie ich konnte. Sehr befriedigte mich ihre geistige Richtung. Sie hatte viel und mit Nutzen gelesen, war in soliden Kenntnissen mir so weit überlegen, daß ich viel von ihr lernen konnte, und zeigte bei jedem Anlaß wahre Herzensgüte. Doch berührte ihre gezierte Redeweise und Empfindsamkeit mich unangenehm oder reizte mich zu leisem Spott.

Es lebte damals in Dresden ein berühmter Tenor, Signor Benelli[1]); er war der Held des Tages, der Abgott und Adonis der Damen, und meine gute Cora widmete ihm eine schwärmerische Anbetung. In der Oper saß sie weit vorgebeugt, atemlos seiner Stimme lauschend, wobei sie ihn zugleich bei jeder Rolle in irgend einer Stellung skizzierte, zu welchem Zweck sie stets Papier und Bleistift zur Hand hatte. Diese Skizzen führte sie dann zu Haus weiter aus, und so entstand eine ganze Menge kleiner Benellis, die, verkrüppelt und verzeichnet, sich ganz verwünscht ausnahmen. Der thörichte Vater ließ die Dinger auf eigene Kosten stechen, und Cora überreichte erstlich dem gefeierten Sänger selbst, dann allen Freundinnen diesen Erweis ihres Genies, wodurch sich das arme Mädchen, ohne es zu ahnen, grausam lächerlich machte. Ein andermal that sie dem schönen Undankbaren, der sich um seine Verehrerin wenig kümmerte und sie auslachte, eine höchst eigentümliche Ehre an. Neumanns gaben einen Ball, wozu auch Herr Benelli geladen war, der mit der Tochter des Hauses den Tanz eröffnen mußte. Die Polonaise führte durch alle Zimmer. Im Vorsaal stand auf einem gedeckten Tisch eine große Torte, welche ein loser Kranz von buntfarbigem Konfekt schmückte. Diesen Kranz erhaschte Cora vorüberschwebend und drückte ihn dem Sänger auf, der wohl oder übel mit dem bezuckerten Lorbeer auf dem Haupte seine Tour vollenden mußte, während die übrige Gesellschaft vor Lachen zu ersticken drohte. Lina Graff versuchte zuweilen Cora auf diese Lächerlichkeiten aufmerksam zu machen; aber deren kindliche Pietät hinderte sie, den Vorstellungen ihrer Freundin Glauben zu schenken. „Die Eltern wollen es so, die Eltern finden es gut", in diesem Begriff verlor sich die bessere Einsicht des guten Mädchens, welche sonst wohl gesiegt hätte.

Ein alter Freund meines Vaters, der Professor Seydelmann[2]), hatte sich in Dresden niedergelassen. Er hatte, nachdem er länger als mein Vater in Rom verweilt, sich eine schöne Römerin als Gemahlin mitgebracht. Madame Seydelmann mochte, als ich sie kennen lernte, eine Frau von 30 Jahren sein, der allerdings schon etwas Jugendfrische abging; diese wurde aber durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit reichlich ersetzt. Sie war von elegantem Wuchs, hatte wunderbar schöne schwarze Augen, köstliche Zähne und die sprechendste Physiognomie, die man sehen konnte. Sie malte wie ihr Mann in Sepia, in Miniatur par excellence, und genoß mit vollem Recht den Ruf einer ausgezeichneten Künstlerin. Mein Vater bat sie, mir Unterricht zu geben, und so wanderte ich alle Morgen um 11 Uhr von der Neustadt in die Altstadt zu Seydelmanns, welche dort am Neumarkt ein schönes Haus besaßen, das Frau Seydelmann noch jetzt als Witwe bewohnt. Man sagte ihr nach, sie habe viele Verehrer und sei nicht gerade unempfindlich, was auf sich beruhen mag. Ich war sehr gern dort, hatte meinen Platz neben dem Wohnzimmer der Dame in einem kleinen Kabinett und durfte öfters dort essen. Nach beendigter Wachtparade — die Zeit, wo Madame Seydelmann, in einen feinen musselinenen Pudermantel gehüllt, sich frisieren ließ und zugleich Besuch annahm — fehlte besonders ein Herr Hauptmann . . . . . nie. Er schien ein Verehrer der liebenswürdigen Frau zu sein, die ihn stets freundlich empfing und lebhaft mit ihm plauderte; aber nie gewahrte ich etwas zu Freies in ihrem Benehmen.

Eine andere schöne, elegante Dame war die Frau Kapellmeister Schuster[1]), die, wie es hieß, in vertrauter Verbindung mit einem Grafen Manteuffel lebte. Der Graf war ein schöner, geistreicher junger Mann, Frau Schuster hübsch und jung, der Herr Kapellmeister alt und merkwürdig häßlich. Man folgere daraus, was man will; ich berichte nur, was ich gehört habe.

Eine Familie, mit der die Eltern gern Freundschaft und geselligen Verkehr unterhielten, war der Justizrat Christian Gottfried Körner mit seiner Frau und zwei Kindern, Theodor und Emma, und einer Schwester

[1]) Antonio Peregrino Benelli, 1771 geb. zu Forli, † 1830 zu Börnichen im sächsischen Erzgebirge, war als Sänger, Gesanglehrer, Kritiker und Komponist geschätzt. S. Biogr. Univers.

[2]) Jakob Crescentius Seydelmann (1750—1829), ein Schüler von Rafael Mengs, erfand eine besondere, nach ihm benannte Sepiamanier. Seine Gattin Apollonia (1767 (oder 68) —1840), Tochter eines französischen Gutsbesitzers und einer Römerin, war 16jährig mit Seydelmann vermählt und von ihm und Therese Maron, der Schwester von Rafael Mengs, derart ausgebildet worden, daß sie zum Mitglied der Dresdener Akademie für das Fach der Miniaturmalerei ernannt werden konnte. Ihr Hauptwerk war eine meisterhafte Zeichnung von Raphaels Sixtinischer Madonna, nach der Friedrich Müller, der Sohn des obengenannten Joh. G. Müller, seinen bekannten Stich ausführte. S. Allg. D. Biogr.

[1]) Über den Kapellmeister und Komponisten Joseph Schuster (1748—1812) s. d. Allg. D. Biogr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Frau Körner, Dora Stock, einem alternden, aber interessanten Mädchen. Das Körnersche Haus war ein Sammelplatz geistvoller Geselligkeit. Man fand dort fremde Künstler und Gelehrte, Bürgerliche und Adelige. Die innere Wirtschaft bei Körners war ungefähr wie bei Schlegels beschaffen. Ganz verwünscht schlechte, knappe Bewirtung und Unordnung in allen Ecken. Aber von 11 Uhr morgens an saßen die Damen im schönsten Putz im Visitenzimmer, um Besuche zu empfangen, oder machten Besuche. Der Vater Körner war ein prächtiger Mann, voll Biederkeit und kräftigen Geistes. Seine Frau war klug und von sehr gewandten geselligen Formen, aber beißendem Witze. Ich habe sie nie leiden mögen.

Dora Stock war ein Liebling des Vaters. Sie hatte nicht, wie ihre Schwester, giftige Witzpfeile, sondern einen unerschöpflichen Vorrat guter Einfälle und neckischer Laune, der sie zur angenehmsten Gesellschafterin machte. Dabei war sie gebildet und malte in Pastell mit großer Fertigkeit.

Unter den jungen Männern, welche in diesem Kreise sich bemerklich machten, war ein Herr von Schönberg, der sehr fetiert wurde, mir aber etwas fade vorkam. Überhaupt fesselte in Dresden nur eine ausgezeichnete Erscheinung meine Aufmerksamkeit. Dies war Frau von Racknitz, an deren Mann der Vater ganz besonders empfohlen war[1]). Nie habe ich etwas Erhabeneres und zugleich Lieblicheres gesehen als diese Frau. Sie war groß, sehr schlank und von elastisch weichen Formen. Ihr vollkommen regelmäßig gebildetes Antlitz schmückten reiche blonde Locken, und einen zarteren Farbenschmelz, als ihr Teint zeigte, sah ich nie. Sie neigte, wenn sie sprach, etwas das Haupt, was ihr ungemein gut ließ. Ihre Sprache war sanft und melodisch, ihre Ausdrucksweise gewählt, doch ohne Ziererei, und über ihr ganzes Wesen ergoß sich jene unbeschreibliche Anmut, welche die Alten zur Gottheit in den drei schwesterlichen Grazien erhoben. Wie ausgezeichnet stand sie da unter den üppigen, eleganten und galanten Damen, welche damals in Dresden gefeiert wurden, ein Muster frauenhafter Sittsamkeit und geselliger Feinheit! Sie war die angenehmste Wirtin, jedermann fühlte sich leicht heimisch in ihrem Hause. Leichtfertigkeit und Spott wichen ihrer milden Geistesherrschaft, und doch war man stets fröhlich und guter Dinge bei ihr. Ich betete sie an, und sie erlaubte gern, daß ich manche Stunde auch außer den Gesellschaftsabenden bei ihr zubrachte, gewiß nicht ohne Nutzen für meine geistige Ausbildung. Das ganze Wesen der herrlichen Frau war Harmonie. Ihre feinen Züge und klaren blauen Augen beseelte ein wahrhaft überirdischer Ausdruck. Ihre Sprache klang mir wie Musik, so viel Wohllaut lag darin; sie kam mir unter den anderen Frauen wie eine Heilige vor. Manche dieser auch anmutigen, reizenden Damen mochte, wie ich später erfuhr, wohl Ursache haben, vor ihrem reinen Blick die Augen zu senken. Aber sie zeigte kein Übergewicht, welches vernichtet, sondern jene recht moralische Größe, welche nach dem Beispiel unseres Erlösers aufrichtet und erhebt. Herr von Racknitz, ihr Gemahl, vielleicht 20—25 Jahr älter als sie, war bei aller geistigen Bildung doch etwas derb und ungeniert in seinen Ausdrücken; überhaupt paßte er nicht für diese Frau, und es ist mir nicht erklärlich geworden, wie dieser Bund sich knüpfen konnte. Auch zog über das liebe, sanfte Antlitz doch oft, wenn sie sich unbemerkt glaubte, ein trüber Schatten, der auf verborgenes Weh deutete, und oft schien es mir, als beuge die schlanke, weiche Gestalt sich unter dem Druck eines eisernen Geschicks. Aber sie trug durchaus keine Sentimentalität zur Schau, vielmehr gab sie sich stets gefällig und geweckt den Anforderungen hin, welche ihre Stellung mit sich brachte, und die Art, wie Herr von Racknitz seine Gemahlin behandelte, zeigte, daß er ihren vollen Wert anerkannte und daß er glücklich durch sie war. Sie erfüllte den schwersten Beruf der Frauen, sie beglückte, ohne selbst beglückt zu sein. So jung ich war, machte ich doch damals die Bemerkungen, welche ich jetzt niederschreibe, und Frau von Racknitz wurde mein Ideal.

Bald fand sich der Vater in die angenehmen, geistreichen Zirkel eingeführt, welche damals in Dresden zu finden waren und an welchen auch die Mutter und wir teilnehmen durften. Meine Schwester war zwar noch sehr jung, sang aber sehr hübsch und spielte Klavier mit großer Fertigkeit.

Der Baron von Racknitz mit seiner Gemahlin, Körners, Graffs, Seydelmanns, der Kapellmeister Schuster, dessen hübsche Frau und Graf Manteuffel bildeten einen geselligen Verein, wie man ihn gewiß nur selten finden kann. Der Vater erhielt ein Atelier im Japanischen Palais und fand sich bald mit Arbeiten überhäuft. Ein Porträt der Baronin von Racknitz gelang ihm vorzüglich.

Ich lernte auch den Kapellmeister Naumann[1]) kennen und hörte in seinem Hause ein Oratorium, das mich aber bei weitem nicht so erhebend ansprach, als Hasses Tedeum

[1]) Der Hofmarschall Joh. Friedrich Freiherr v. Racknitz war seit 1796 vermählt mit Anna Charlotte v. Bülow, Tochter des dänischen Ministers am kursächsischen Hofe. Nach Füßli, Künstlerlex. II, S. 1895, hat Fr. A. Tischbein das Bild der Dame im J. 1801 in der Dresdener Kunstausstellung ausgestellt.

[1]) Joh. Gottl. Naumann (1741—1801) war einer der ausgezeichnetsten Musiker seiner Zeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der katholischen Kirche. Naumann war ein freundlicher Greis, noch sehr rührig und kräftig, aber leider fast taub. Merkwürdig war aber dabei der Umstand, daß diese Taubheit, die im Gespräch ihn nötigte, ein Sprachrohr zu gebrauchen, zu verschwinden schien, wenn er Musik hörte oder dirigierte [1]). Hier entging ihm auch nicht der geringste falsche Ton, wie ich selbst bei einer Aufführung seines Oratoriums bemerkte. Es war die Hauptprobe, und einige Sänger fielen unrichtig ein. Die Stelle mußte zweimal wiederholt werden, bis sie dem Ohr des guten Kapellmeisters genügte. Naumann hatte große Freude an unserm Gesang und der damals stark vorschreitenden Entwickelung meiner Stimme.

Mein Vater war in Dresden besonders an den damals allmächtigen Minister Grafen Marcolini empfohlen, dessen Gemahlin und Tochter er auch malte. Die Familie galt für unerhört stolz, und wie ich mich erinnere, bequemte sich die Frau Ministerin [2]) nur höchst ungern dazu, dem Vater in seinem Atelier zu sitzen. Aber es half nichts; wollte sie gemalt sein, so mußte sie kommen, da es fester Grundsatz bei dem Vater war, die Séancen nur in seinem Atelier zu geben. Wir mußten durch unsern Gesang die stolze Dame unterhalten, was ihr so sehr gefiel, daß sie, etwas Unerhörtes, uns mit einer Einladung zum Thee und Souper auf ihre schöne Villa [3]) — bei der Osterwiese, wenn ich nicht irre — beehrte. Wir sollten aber erfahren, daß eine solche Ehre nicht sonder Beschränkung erteilt werden konnte, welche völlig geeignet war, uns vor aller Überhebung deshalb zu bewahren.

Um 6 Uhr abends an einem warmen Frühlingstag [1801] fuhren wir hin und wurden von einem reichgalonierten Bedienten durch den Hausflur in den Garten geführt, wo in einem Pavillon die Gäste sich versammelt hatten. Die Gräfin ließ uns dicht herankommen, bis sie geneigt war, uns mit einem leichten Kopfnicken zu begrüßen, indem sie uns der Gesellschaft mit den lakonischen Worten vorstellte: „La famille Tischbein". Der Graf war nicht zugegen, und die Familie Tischbein stand ziemlich verlegen im Vordergrund des Pavillons, ohne daß sie zum Sitzen ersucht wurde. Meinem guten Vater schwoll der Kamm etwas, und ich war verlegen, aber keineswegs demütig, vielmehr suchte ich so stolz als möglich auszusehen. Einige peinliche Minuten vergingen auf diese Weise, bis die Gräfin aufstand, auf die Mutter, mich und Betty zuging und nachlässig sagte: »Eh bien, mesdames, un petit air on un trio, s'il vous plaît.« Wir schwiegen alle drei still, und der Vater trat vor. Was er ungefähr für uns würde geantwortet haben, ahnte ich so ziemlich, aber ehe er noch sprechen konnte, stellte sich zwischen uns und die Gräfin eine hohe, majestätische Gestalt; es war Comtesse Marcolini [1]), die einzige Tochter des edlen Paars. Mit den freundlichsten Worten begrüßte sie uns, indem sie zugleich ihrer Mutter mit einem Blick, der ihre Oberherrschaft verriet, bedeutete, daß wir vielleicht vorziehen würden, erst den Garten zu besehen, worauf sie uns sehr artig bat, ihr zu folgen, während der Vater von dem eben eintretenden Grafen Marcolini in Empfang genommen wurde.

Die liebenswürdige junge Gräfin führte uns durch den wirklich herrlichen Garten, indem sie mit der größten Urbanität uns für den häßlichen Empfang ihrer Mutter zu entschädigen suchte. Dann gingen wir mit ihr in das Haus zurück, wo indessen die Gesellschaft in einem großen Salon sich versammelte hatte und wo uns Thee gereicht, aber keine Stühle präsentiert wurden, obwohl die andern saßen. Comtesse Marcolinis Macht schien hier ihre Grenze gefunden zu haben; alles was sie thun konnte, war, selbst stehend sich zu unterhalten, während die übrigen vornehmen Herren und Damen uns neugierig anstarrten.

Endlich kam der Graf selbst auf uns zu und ersuchte uns in einem so artigen Ton etwas zu singen, daß der Vater durch einen Augenwink einwilligte und wir mit der Mutter ein Trio sangen, welches ungemeinen Beifall fand, indem alle Anwesenden, selbst die Gräfin, nach Beendigung desselben sich uns zudrängten und uns baten, mehr zu singen. Dies waren wir aber keineswegs willens, sondern der Vater entschuldigte uns mit der ihm bei solchem Anlaß eigenen vornehmen Miene, und wir empfahlen uns, das Souper, wobei wir am Ende auch noch hätten stehen müssen, im Stiche lassend, trotz der wiederholten Bitte, welche die etwas verbindlicher gewordene Gräfin an uns ergehen ließ.

[1]) Diese Angabe wird bestätigt von Meißner, Bruchstücke zur Biogr. J. G. Naumanns. II. 236 f. und in Naumanns Leben, Dresden, 1841, S. 359.

[2]) Maria Anna, geb. Baronesse O-Kelly, Tochter des aus Irland stammenden österreichischen Feldzeugmeisters John O-K. (S. O-Byrn, Camillo Graf M., S. 57.) Der Graf führte auch die Oberaufsicht über alle kurfürstlichen Sammlungen und war dem Titel nach sogar Direktor der Akademie, als deren Dependenz die Leipziger, fortab Tischbein unterstellte Akademie wirkte. Das. S. 66. Vergl. auch d. Allg. D. Biogr.

[3]) S. über ihre dort gegebenen Feste O-Byrn, a. a. O. S. 86. Heute gehören Palais und Garten zum städtischen Hospital in der Friedrichstraße. 1813 schlug Napoleon hier sein Sommerquartier auf, und das Zimmer, in dem er die bekannte Unterredung mit Metternich hatte, wird noch gezeigt.

[1]) Gräfin Auguste, geb. 1782, vermählte sich mit dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Nimptsch und starb schon 1817 zu Karlsbad. S. O-Byrn, a. a. O. S. 58.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit dem eintretenden Frühling vermehrten sich die mir in Dresden vorbehaltenen Genüsse. Es wurden häufig Partien aufs Land gemacht, unter andern nach Tharand, und sehr oft fuhren wir auch auf der Elbe in einer sehr hübschen Gondel spazieren. Es war eine schöne Zeit, und nie komme ich nach Dresden, ohne Anklänge jener Jugendgefühle zu empfinden, die mich in die Vergangenheit zurückführen.

Auch diesen Sommer (1839) feierte ich jene Erinnerungen und besuchte die gute alte Seydelmann. Es war mir sonderbar zu Mute, als ich die Thür berührte, die so oft dem jungen siebzehnjährigen Mädchen sich geöffnet hatte und der jetzt die alte, fünfundfünfzigjährige Frau gegenüber stand. Ich trat ein; alles Leblose, der schöne Saal mit seinen Gemälden und so manchem wohlbekannten Gerät war wie sonst, aber auf der wohlbekannten, weiß überzogenen Bergère im Kabinett saß eine vom Alter gebeugte und von der Gicht gekrümmte kleine Frau mit scharf ausgeprägten Zügen in einem dunklen, vernachlässigten Negligé: es war die ehemals so schlanke, reizende, sorgfältig geputzte Seydelmann.

Der Vater malte in Dresden auch die Tochter des Fürsten Alexej Orlow, des Mörders Peters III. Die gigantische, finstere Gestalt dieses Mannes machte einen äußerst widrigen Eindruck auf mich, da ich wußte, was seinem Namen eine so traurige Unsterblichkeit verlieh. Eine breite, dunkelblaue Narbe quer über das ganze Gesicht, angeblich von einer Wunde, welche der unglückliche Zar im Todeskampfe mit den Nägeln ihm zugefügt hatte, entstellte furchtbar seine starren Züge, welche nur dann milder erschienen, wenn er in das sanfte Engelsantlitz seiner Tochter schaute. Als er zum ersten Mal den Vater besuchte, schreckte ich unwillkürlich auf, und da er nun gar auf mich zuschritt mit den Worten: „Eh bien! was erschreckt die Kleine?“ meinte ich schon seine eiserne Faust in meinem Nacken zu fühlen.

Der fürstliche Sünder, erzählte man, konnte nicht anders schlafen, als bei dem Schein vieler Kerzen, welche stets sein Schlafgemach erleuchteten, und oft ließ er mitten in der Nacht die Tochter zu sich rufen, um mit Gesang den finsteren Dämon zu beschwören, welcher seit jener entsetzlichen That ihn rastlos verfolgte. [1])

Mit dem Frühling des Jahres 1801 trat endlich der Vater seine Stelle in Leipzig an. Unser Einzug in die Pleißenburg war mir sehr merkwürdig. Ziemlich bewandert in der Geschichte, fand ich in der alten Veste hinreichenden Stoff zu Erinnerungen an Begebenheiten der Vorzeit und zu schauerlichen Phantasien; denn auch an Sagen fehlte es nicht, die sich auf die Burg bezogen. Unsere Wohnung war in einem Seitengebäude (rechts vom Trotzer, der Façade der Burg), wenn man von der Stadt in das Schloß kam. Eine niedrige, gewölbte Thür führte zu einer engen gewundenen Treppe von Stein. Oben angelangt kam man in des Vaters Atelier, welches hart an der Treppe lag und aus vier schönen geräumigen Sälen bestand. Um zu unseren Wohnzimmern zu gelangen, mußte man aber einen engen, langen Gang passieren, welcher in der Mitte durch ein sehr kleines Fenster nur sehr schwach erhellt wurde. Ach wie oft habe ich es auf diesem bedenklichen Gang spuken hören und mich tief unter die Bettdecke verkrochen in unserm hart an diesem Gange gelegenen altertümlichen Schlafgemach. Es knatterte, raschelte, seufzte, ging leise oder laut. Die Erklärung des Spuks, welche ich zu furchtsam war zu suchen, bleibe ich schuldig, aber gewiß, es spukte, entweder draußen oder in meinem Kopfe.

In Leipzig gestaltete sich unser Leben recht im Gegensatz zu der stillen Häuslichkeit in Dessau um vieles anders. Leipzig stand damals in seiner Glanzperiode; der Oberbürgermeister Müller, die ersten Kaufherren der Stadt, Freege, Dufour, Ballard, Küstner, Löhr, beeiferten sich, ihre Häuser zu dem angenehmsten Mittelpunkt auch für Gelehrte und Künstler zu machen, wie ihnen denn auch jeder gebildete Fremde willkommen war. In diesen Kreisen herrschte sowohl zwanglose als anständige Sitte, und wer den Spieltischen nicht huldigen wollte, fand stets Befriedigung in anderer, zusagenderer Unterhaltung.

Der Vater wurde in Leipzig mit besonderer Auszeichnung empfangen. Unserer Mutter Liebenswürdigkeit, meiner Schwester aufblühendes Talent machten die Familie Tischbein gewissermaßen berühmt, und es gehörte zum guten Ton, mit ihr bekannt zu sein. Unser guter Vater legte, wenn ich es wagen darf ihn zu tadeln, auf diesen nichtigen Beifall der Welt zu viel Wert und fühlte sich nicht glücklicher, als wenn er uns gefeiert sah. Zu tüchtigen Hausfrauen konnten wir uns bei dieser Lebensweise nicht ausbilden. Die Vormittage waren dem Zeichnen, der Musik und dem Unterricht in der italienischen Sprache gewidmet, der Nachmittag ging mit zufälligen Besuchen, Promenaden oder Arrangements für die Abendtoilette hin. Denn nur selten gab es einmal einen stillen Abend zu Hause, wohl aber hintereinander Wochen, wo alle sieben Tage hindurch eine Fête der andern folgte; leider auf Kosten meiner Ge-

[1]) Von Paul verbannt, lebte der Fürst eine Zeitlang in Dresden und starb 1808 in Moskau. Das Dresdener Adreßbuch von 1799 bietet die Notiz: „Hr. Orlow, Graf von, d. hinter der Frauenkirche A. R. 5.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sundheit, welche weniger vertragen konnte als die meiner Schwester Betty.

Hinsichtlich seiner Kunst leistete der Vater in Leipzig viel. Er war so beschäftigt, daß er kaum den Aufträgen genügen konnte, und seine Einnahme steigerte sich sehr bedeutend. Es ging aber dem guten Vater leichter aus der Hand, als in die Hand, und seine Kasse prosperierte nie.

Von Leipzig aus machte er mehrere Kunstreisen[1]), unter anderen nach Weimar, wohin er berufen wurde, um die junge Erbgroßherzogin[2]) zu malen [1803]. Dies Bild glückte ihm vorzüglich. Es stellt die schöne Fürstin in Lebensgröße in kaiserlichem Schmucke dar, und besonders war es dem Vater gelungen, ihren wunderschönen Teint ganz der Natur getreu wiederzugeben.

Bei dieser Gelegenheit will ich einschalten, daß der Vater noch von Dessau aus eine Reise nach Berlin machte, wo er seine Bekanntschaft mit Schadow erneuerte und viel für den Hof beschäftigt wurde. Er malte die Königin Luise,[3]) damals im Glanz der frischesten Schönheit und Jugend, mit ihrer Schwester, der nachmaligen Herzogin von Cumberland, in Lebensgröße auf einem Bilde. Die Komposition dazu war anmutig, die Köpfe äußerst gelungen, aber das Ganze that wenig Wirkung, ohne daß man recht anzugeben wußte, woran es fehlte. Vortrefflich aber waren ihm die Porträts der königlichen Prinzen, und besonders das vom Prinzen Louis Ferdinand, diesem Heros unter den Fürstensöhnen jener Zeit, gelungen, und ich will bekennen, daß ich vor einer Kopie dieses Porträts, welche der Vater mitbrachte, oft in stiller Bewunderung gestanden habe. Man sagt, kein weibliches Herz habe diesem prinzlichen Lovelace widerstehen können.

Im Jahre 1803 kam der Fürst von der Lippe in Begleitung Friedrich Wilkens nach Leipzig. Sein Oberhofmeister, Graf Haacke, ein alter Bekannter des Vaters, führte den jungen Fürsten nebst seinen Begleitern bei uns ein, und so lernte ich Wilken kennen. Diese Bekanntschaft entschied unser beider Geschick, und der Vater gab seine Einwilligung zu unserer Verbindung, die stattfinden sollte, sobald Wilken eine Stelle haben würde.

Im Monat Mai 1806 starb des Vaters einziger Bruder, Ludwig Philipp Tischbein, der als Baumeister in Rußland unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. sich einiges Vermögen gesammelt hatte und in Petersburg lebte. Dieser Todesfall erschütterte den Vater sehr, obwohl die Brüder seit länger denn zwanzig Jahren sich nicht gesehen und zuletzt auch nur selten einander geschrieben hatten. Mein Oheim mußte nach allem, was ich erzählen hörte, das vollkommene Widerspiel meines Vaters sein. Ein überwiegender Hang zur strengsten Ökonomie, verbunden mit einer finsteren, menschenfeindlichen Stimmung, bewirkten, daß der Oheim ledig blieb. Er lebte aller Geselligkeit entfremdet in der großen Kaiserstadt als Einsiedler.

Nach dem Tode des Oheims schien es dem Vater notwendig, zur Regulierung der Erbschaftsangelegenheiten nach Petersburg zu gehen, und da er sich gerade zu jener Zeit recht wohl befand, so trug er kein Bedenken, im Spätsommer 1806 sein Vorhaben auszuführen. Er fand bei seiner Ankunft in Petersburg das in der Bank deponierte Vermögen des Oheims durch ein plötzliches Fallen der Papiere um ein Drittteil vermindert. Von dem übrigen Nachlaß fand er vieles entwendet. Ein anderer Teil der ererbten Sachen, wichtige und schöne Kupferstiche, Handzeichnungen, welche er zu Schiff über Lübeck nach Leipzig senden wollte, wurde mit dem Schiff von den Engländern genommen, und die Reklamationskosten waren so bedeutend, daß der Vater die geraubten Gegenstände nicht reklamieren mochte.

In Petersburg wurde dem Vater eine ehrenvolle Aufnahme zu teil, auch am kaiserlichen Hofe. Reichlich floß ihm Beschäftigung zu, wiewohl manche vornehme Dame anfangs Anstoß daran nahm, daß er die Séancen nur auf seinem Zimmer hielt. Eine Gräfin Lieven, Tochter des Generals von Benckendorf[1]), brach aber hier die Bahn, indem sie ohne weiteres sich dazu verstand. Die Arbeiten des Vaters fanden großen Beifall, und besonders waren die Damen von seiner Art, Kinder zu malen, eingenommen.

---

[1]) Es wurde an Tischbein gerügt, daß er sich um die Akademie zu wenig kümmere, sodaß Schnorr v. Carolsfeld, der auch sein Nachfolger ward, öfter seine Stelle habe versehen müssen. Vergl. Füßli, a. a. O. II. 1896.

[2]) Maria (1786—1859), Tochter des Kaisers Paul von Rußland, Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich (reg. 1818—1853).

[3]) Wohl nach diesem Porträt hat die Schreiberin dieser Zeilen, die auch 1806 die Kunstausstellung in Dresden mit einer heiligen Familie nach Palma beschickte, das Bild der Königin gezeichnet, welches H. Schmidt nach deren Tode gestochen hat. S. Füßli a. a. O. S. 1893.

[1]) Dorothea Fürstin von Lieven (1784—1857), Tochter des Generals Christoph v. Benckendorf, 1800 vermählt mit dem russischen Diplomaten Fürsten v. L., war selber diplomatisch so geschickt und so thätig, daß man sie die „diplomatische Sibylle Europas" nannte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auch unterrichtete der Vater die Töchter der Kaiserin-Mutter[1]) im Zeichnen. Längere Zeit brachte der Vater auf Einladung der regierenden Kaiserin[2]) in Zarskoje Selo zu, um dort die Kaiserin und ihre kleine Tochter zu malen. Das Kind konnte sich an seine finsteren Augenbrauen nicht gewöhnen, und um es ungesehen beobachten zu können, saß er hinter einem Schirm und mußte durch eine Spalte desselben die Kleine betrachten, welche unterdes von den Umstehenden mit Spielsachen unterhalten wurde. An gehöriges Licht, Stellung u. s. w. war dabei natürlich nicht zu denken; doch gelang es ihm, die Grundzüge aufzufassen und einen leichten Entwurf in schwarzer Kreide zu machen, den er zu Hause dann weiter ausführte. Nach einigen Séancen der Art begann er das Bild als Kniestück in Pastell. Die Kaiserin war mit dem Bilde sehr zufrieden, und es war davon die Rede, daß er sie und das Kind auf einem Bilde zusammen malen sollte. Der Vater hatte schon mehrere Skizzen dazu entworfen und der Kaiserin vorgelegt, als diese plötzlich, von einem abergläubischen Bedenken ergriffen, zauderte. Mutter und Kind, zusammen auf einem Bild, bedeute unfehlbar den Tod des Kindes, hatte die Amme der kleinen Prinzeß bemerkt, nach einem in Rußland herrschenden Aberglauben. Der Vater, welcher die ihm lieb gewordene Komposition ungern aufgab, wagte einige unterthänige Vorstellungen, jedoch umsonst; die Beredsamkeit der Amme siegte, die Kaiserin ließ sich allein malen, und bald darauf starb das geliebte einzige Kind. Wie froh war jetzt der Vater, daß seine Bitten nicht durchgedrungen waren! Zwei Monate verlebte er noch in Zarskoje Selo, bedient wie ein Prinz und auf die Genüsse der allerüppigsten Tafel angewiesen, was aber von der nachteiligsten Wirkung auf seine Gesundheit war, so daß er, nach Petersburg zurückgekehrt, dort krank wurde. Diese Krankheit und neue Bestellungen zogen seinen Aufenthalt dort sehr in die Länge.

Wenige Wochen nach des Vaters Abreise nach Rußland fand meine Hochzeit statt, am 17. September 1806, und mein Mann führte mich nach Heidelberg, wohin die Mutter, meine Schwester und mein damals achtjähriger Bruder Karl uns begleiteten, um den Winter bei uns zu verweilen.

[1]) Maria Feodorowna (1779—1828), Wittwe des 1801 ermordeten Kaisers Paul, war die Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Die hier erwähnten Töchter waren die Großfürstinnen Katharina und Anna, die späteren Königinnen von Württemberg und von Holland.

[2]) Elisabeth, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden; das einzige Kind, das sie dem Kaiser Alexander I. schenkte, die am 15. Nov. 1806 geborene Großfürstin Elisabeth, starb schon am 12. Mai 1809.

Meine Schwester war damals auch schon mit dem Kaufmann Kunze in Leipzig verlobt, und als binnen Jahresfrist der Vater immer noch nicht zurückgekehrt war, fand auch ihre Hochzeit während seiner Abwesenheit statt, im November 1807. So entbehrten wir beide an den feierlichsten Tagen unseres Lebens der Gegenwart des lieben Vaters. Aber ihm wurde dadurch die Trennung von uns, vor der er sich fürchtete, sehr erleichtert, und dies, glaube ich, war ein Hauptgrund zu seiner Bereitwilligkeit, die Feier unserer Hochzeit während seiner Entfernung zuzugeben. Gleich nach der Schwester Hochzeit brachte das junge Ehepaar uns die Mutter wieder. Kurz vor der Geburt meines ersten Kindchens, Sophie nach meiner Mutter genannt, sandte mir der Vater ein ansehnliches Geldgeschenk, begleitet von dem liebevollsten Brief. Endlich kehrte er im Spätsommer 1808 von Petersburg zurück und kam nach Heidelberg, um uns zu besuchen und die Mutter mit Karl abzuholen. Seine Freude über das erste Enkelchen war unaussprechlich. Er malte es dann in Pastell und porträtierte Wilken in Öl; letzteres Bild ist eins seiner gelungensten Porträts. Zwei Monate blieben die Eltern zusammen bei uns und kehrten dann nach Leipzig zurück.

Des Vaters Thätigkeit blieb sich zwar noch eine Zeitlang gleich, aber doch entwickelten sich langsam schon die Übel bei ihm, welche später sein Ende herbeiführten. Er beschäftigte sich damals viel mit Entwürfen zu allegorischen Bildern, welche freilich in seiner reichen, anmutigen Phantasie sich besser gestalteten als in der Ausführung. Zwei solche, Erwartung und getäuschte Hoffnung, führte er ganz aus und begleitete sie mit einer recht artigen poetischen Erklärung. Die Musen waren ihm überhaupt hold; er machte sehr hübsche Gedichte, schrieb einen Operntext und ein kleines Schauspiel, auch einige Fragmente über Kunst.

Besondere Ereignisse in der Familie pflegte der Vater gern recht feierlich zu bezeichnen. Auch war er ein Freund von Überraschungen. Eine solche hat sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Im Herbst 1809 erkrankte meine kleine Sophie an einem Keuchhusten, an dem alle Kunst der Ärzte scheiterte. Das Übel dauerte fort bis zum Frühling, wo unser Hausarzt zu einer Luftveränderung als letztem Mittel riet. So wurde denn eine Reise nach Leipzig beschlossen, die ich, weil mein Mann mich selbst nicht begleiten konnte, unter dem Schutze des zur Messe nach Leipzig reisenden Buchhändlers Zimmer[1]) antrat.

[1]) Johann Georg Zimmer (1777—1853), der Buchhändler der Romantiker in Heidelberg, studierte später noch Theologie, wobei er auch Wilkens Schüler war, und starb als Geistlicher in Frankfurt. S. H. Zimmer, Joh. G. Z. u. die Romantiker. 1888.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis Weißenfels sollte ich mit Zimmer reisen, dort aber bei der Großmutter meines Schwagers Wilhelm Kunze einkehren und einen Tag ausruhen. Wetter und Wege waren schlecht, und so kamen wir erst um Mitternacht in Weißenfels an. Wie wir uns dem Hause näherten, strahlte uns heller Fackelglanz entgegen, und als der Wagen hielt, stand an der Spitze der Fackelträger mein guter Vater selbst, festlich gekleidet. Er war der erste am Wagen und hob mich selbst heraus. In den anderen Fackelträgern erkannte ich Schwager Wilhelm, meinen Bruder Karl und meinen lieben, werten Freund Limburger aus Leipzig. Solche Eindrücke verwischen sich nicht. Das glückliche Resultat dieser Reise war Sophiens Genesung.

Im Jahre 1811 hatte der Vater sehr ernstliche Krankheitsanfälle; mit dem Frühling aber besserte es sich, und er konnte eine Reise nach Frankfurt a. M. unternehmen, wo ihn viel Beschäftigung erwartete. Von dort kam er zu uns nach Heidelberg, und es war mir eine liebe Aufgabe, ihm den Aufenthalt bei uns so angenehm und bequem als möglich zu machen. Mein Mann zeigte dasselbe Bestreben, und so brachte der Vater zwei Monate bei uns zu, von denen er später selbst sagte, er rechne sie zu den genußreichsten seines Lebens.

Merkwürdig war die Art, wie er mich als Frau behandelte. Jeden kindlichen Dienst, den ich ihm so gern leistete, nahm er zwar liebevoll, aber doch mit einiger Peinlichkeit auf, als ob sich dies nicht mehr so recht schicken wolle. Kam ich des Morgens in sein Zimmer, wo er gern allein frühstückte, so mußte ich immer Entschuldigungen hören, daß er noch im Schlafrock und Pantoffeln sei; um keinen Preis aber wäre er in meine Stube oder zu Tisch im Schlafrock gekommen. Diese Förmlichkeit abgerechnet, welche nun einmal mit ihm verwachsen war, gab es nichts Herzlicheres als sein Benehmen. Er schlief regelmäßig alle Nachmittage, und sein Bedienter hatte Befehl, ihn zu einer bestimmten Stunde pünktlich zu wecken. Eines Tages fiel es mir ein, dies selbst zu thun. Ich nahte mich also leise und vorsichtig dem guten Vater und drückte einen leichten Kuß auf seine Stirn. Mit der größten Heftigkeit auffahren und mir eine Ohrfeige geben war das Werk eines Augenblicks, und ich hätte Ähnliches voraussehen können. Denn Störungen im Schlaf wirkten jedesmal heftig erregend auf seine Nerven. Sein Erschrecken, indem er sich besann und mich erkannte, war unbeschreiblich, und es gehörten von meiner Seite die flehentlichsten Bitten dazu, um ihn über diesen Vorfall zu beruhigen.

Auch in Heidelberg fand sich Beschäftigung für ihn. Er malte mehrere Porträts, unter anderen den alten Voß mit seiner ehrwürdigen Ernestine. Diese Porträts, so gut sie ihm auch gelangen, malte er nur mit Widerstreben. Der Physiognomie des berühmten Dichters konnte er durchaus keine poetische Seite abgewinnen, und die liebe Mutter Voß war bei all ihrer sonstigen Trefflichkeit ungewöhnlich häßlich. Sein verdrießliches Aussehen während der Sitzungen, seine komischen Ausrufungen nachher, wie nur der liebe Gott solche Gesichter dem Künstler zur Pein habe erschaffen können, belustigten uns sehr. Und nun gar die Toilette der alten Dame, ihre Haube, ihr steifes Halstuch! alle Künste des Verschönerungssystems meines Vaters reichten hier nicht aus. Bei einer solchen Sitzung erzählte Voß mit angenehmem Selbstgefühl, wie sein Gedicht Luise eigentlich ein Familiengemälde sei. In dem ehrwürdigen Pfarrherrn und dessen Gattin habe er seine eigenen Schwiegereltern, im edlen, bescheidenen Walter sich selbst, in der lieblichen, schönen Luise seine Ernestine geschildert. Des guten Vaters Gesicht und Mienenspiel während dieser Exposition war merkwürdig. Ich mußte hinausgehn, um mich recht satt zu lachen. Jenes Gedicht war immer eine Lieblingslektüre des Vaters gewesen. Von dieser Stunde an aber, versicherte er, würde es ihm unmöglich sein, es je wieder zu lesen. Der bloße Gedanke an die eben vernommene Erläuterung verderbe ihm schon die Phantasie.

Des Vaters Wohlbefinden bei uns ließ eine gänzliche Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffen. Leider aber sahen wir uns schmerzlich getäuscht. Denn in dem folgenden Winter kehrten seine Beschwerden stärker als je zurück und nahmen einen sehr bedenklichen Charakter an.

Im Jahre 1812 entstand der lebhafte Wunsch in ihm, noch einmal eine Reise nach Heidelberg zu machen, und der Arzt, obwohl er davon nichts für die Gesundheit des Vaters hoffte, gestattete sie ihm.

Wir hatten kurz zuvor ein am Karlsplatz belegenes Haus gekauft, nebst einem Garten, der eine herrliche Aussicht auf das alte ehrwürdige Schloß gewährte.

Als die Eltern bei uns mit dem vierzehnjährigen Karl ankamen, bekümmerte mich in tiefster Seele des Vaters sichtliche Schwäche; er entstieg nur mühsam dem Wagen und hatte ein bleiches, verfallenes Aussehen. Ich fühlte, hier war keine Hoffnung mehr. Seltsam war es, daß die Mutter an die Gefährlichkeit von des Vaters Zustand keinen rechten Glauben hatte. Auch schien es, als erhole er sich etwas unter der ärztlichen Behandlung des alten trefflichen Dr. Mai[1]) und dessen Schwiegersohns, Dr.

[1]) Über Franz Anton Mai (1742—1814) und Franz Karl Nägele (1777—1851) s. d. Allg. D. Biogr. u. Hirsch, Biogr. Lexik. hervorragender Ärzte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nägele. Gern saß er in unserm Garten und erquickte sich an der wirklich romantischen Aussicht. Vor der Bank, auf welcher er zu ruhen pflegte, breitete sich ein frischer Rasenplatz aus, und in der Mitte blühte gerade ein Rosenstock von ungewöhnlicher Höhe und Fülle. An diesem Rosenbäumchen hatte er viel Vergnügen. Etwa vierzehn Tage nach seiner Ankunft erhielt er eine Aufforderung von der Großherzogin Stephanie,[1]) nach Mannheim zu kommen, um sie mit ihrer kleinen Tochter zu malen, und er glaubte sich wohl genug, dieser Aufforderung genügen zu können. So wurde denn in Mannheim ein passendes Quartier gemietet, und die Eltern reisten heiter dahin ab. Die ersten Nachrichten lauteten erwünscht. Der Vater hatte beide Porträts angefangen und arbeitete mit Lust, vollendete auch fast das sehr ähnlich gewordene Bild der Großherzogin; dann aber erkrankte er nach drei Wochen wieder sehr bedenklich und verlangte mit solcher Ungeduld nach Heidelberg zurück, daß die kleine Fahrt gewagt werden mußte. Er fühle sich seinem Ziele nah, sagte er der Mutter, wolle aber gern in Heidelberg sterben, und so kam er dem Tode nahe wieder bei uns an. Es war ein herzzerreißendes Wiedersehen. Der Vater selbst schien ruhiger und gefaßter als ich.

Noch einmal faßten wir Hoffnung, als der liebe Kranke nach einigen Ruhetagen wieder Kraft zu gewinnen schien und das Bett verlassen durfte. An einem schönen, sonnigen Mittag wünschte er von mir in den Garten geführt zu werden, auf sein Lieblingsplätzchen. Dort unterhielt er sich lange mit mir, und nie werde ich dies Gespräch vergessen, worin es sich erwies, daß er, ohne alle Täuschung über diese momentane Besserung, vollkommen bereit war, ruhig und ergeben zum Herrn einzugehn. Er konnte es; war er auch nicht frei von Schwächen und Fehlern, wie alle Menschen an sich erkennen müssen, so hatte er doch vorsätzlich nur das Gute gethan, der Not seiner armen Mitbrüder abgeholfen, niemals wissentlich jemand gekränkt und stets nach einem höheren Ziele gestrebt. Am Abend dieses mir unvergeßlichen Tages legte er sich nieder, um nicht wieder aufzustehen. Die Brustwassersucht, zu der sein Übel sich allmählich gestaltete, machte plötzlich reißende Fortschritte, und seine Leiden während acht Tagen waren furchtbar. Sie wechselten ab mit einem schmerzlosen Fieberzustand, wo er stets phantasierte und viel in Gedanken malte. Das unfertige Pastellbild der kleinen Prinzessin schien ihn sehr zu beschäftigen, er forderte es einmal und deutete mit dem Finger die noch zu vollendenden Stellen an.

In den zwei letzten Tagen seines Lebens nahmen die Beklemmungen zu. Bisher hatte die Mutter fast alle Nächte bei ihm gewacht, aber am Vorabend seines Todes beredete ich sie, sich die ersten Stunden der Nacht etwas Ruhe zu gönnen, und blieb selbst bei dem Vater. Er lag meist bewußtlos, schien aber keine Schmerzen mehr zu haben. Gegen Morgen kehrte ihm einige Besinnung zurück; er sah ruhig aus, sprach nur wenige Worte, zeigte sich aber sehr freundlich gegen mich und fragte, was mir auffiel, nicht nach der Mutter. Als diese endlich erwachte und ich ihr Bericht über die Nacht abstattete, wollte sie noch immer nicht begreifen, daß der letzte Augenblick des Vaters unabweisbar nahe sei. Gewohnt, ihn oft bis zum Tode krank und dann sich plötzlich wieder erholen zu sehn, glaubte sie auch jetzt noch an die Möglichkeit des letzteren Falls. „Kinder", sagte sie, „er erholt sich doch wieder, glaubt mir." Als sie aber an sein Lager trat, ließ sie bei dem ersten Blick auf des lieben Kranken schon vom Tode berührten Züge diese täuschende Hoffnung fahren. Der Vater schien sie nicht mehr zu erkennen, wie denn überhaupt sein Bewußtsein allmählich ganz schwand. Der alte, gute Dr. Mai, dessen Schwiegersohn Nägele, unsere Freunde Thibaut und die beiden Boisserée brachten abwechselnd die Stunden dieses betrübten Tages bei uns zu. Am Nachmittag brachte ich meine Kinder noch einmal an das Sterbebett ihres Großvaters und legte dessen erkaltende Hände zum letzten Segen auf beider liebe Häupter. Der Vater begann schon zu röcheln, was mich mit Jammer erfüllte, und oft mußten die Ärzte, um mich zu beruhigen, mir versichern, daß der Sterbende selbst dabei nichts empfinde und leide. Seine Agonie dauerte lange, zuletzt schickte mein Mann mich und die Mutter fort in ein anderes Zimmer und blieb allein mit Nägele und Thibaut bis zum letzten Atemzug des lieben Vaters. Mir und der Mutter leisteten unsere treuen Freunde Boisserée Gesellschaft. Es war eine feierliche Nacht. Nur einen Trost giebt es in solchen Augenblicken, gläubige Hoffnung einer Wiedervereinigung vor Gottes Thron mit den Geliebten, von welchen auf Erden uns der Tod scheidet.

Endlich, kurz vor Mitternacht, kamen mein Mann und Thibaut zu uns; es war vorbei, der Vater eingegangen zur ewigen Ruhe. Es war am 21. Juni 1812. Auf dem protestantischen Kirchhofe in Heidelberg wurde mein lieber Vater bestattet.

[1]) Stephanie, Großherzogin von Baden (1789—1860), Tochter des Grafen Claude de Beauharnais, eines Vetters von Kaiserin Josephinens erstem Gemahl, heiratete, von Napoleon adoptiert, 1806 den Erbgroßherzog Karl Ludwig, der 1811—18 regierte. Ihre älteste Tochter Luise Amalie Stephanie, geb. 5. Juni 1811, 1830 mit Prinz Gustav Wasa vermählt, von dem sie 1844 geschieden wurde, starb 1854.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berichtigungen und Zusätze.

Zu S. 2, Sp. 1. Das Geburtshaus Wilkens zu Ratzeburg ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen; wahrscheinlich ist es das nahe der Stadtkirche liegende jetzt Greßmannsche Haus Nr. 310. Doch ist es auch möglich, daß Wilkens Vater in einem neben dem damaligen Gouvernementsgebäude (der jetzigen Kaserne) stehenden, nunmehr abgetragenen kleinen Gebäude wohnte, welches neben der Amtswohnung für einen Regierungsrat auch eine solche für einen Unterbeamten enthielt.

S. 9, Sp. 1. Z. 17 von o. lies 1805 statt 1803.

Zu S. 11, Sp. 1. Der in Anm. 2 erwähnte Brief Sophie Tischbeins ist jetzt im V. Bd. der Schriften des Vereins f. d. Geschichte Leipzigs abgedruckt. Vergl. über ihn wie über die Familien Tischbein, Kunze und Körner auch den Vortrag von E. Mangner in der 3. Beil. z. Leipz. Tagebl. u. Anzeiger Nr. 121 v. 8. März 1894.

Zu S. 16, Sp. 1. Die in Anm. 2 erwähnte Erklärung der Heidelberger Professoren ist im Konzept — welches inzwischen in meinen Besitz gelangt ist — nicht von Görres', sondern von Creuzers Hand geschrieben.

Zu S. 23, Sp. 2, Anm. 4. Nach Auffindung der betreffenden von Thibaut in Wilkens Namen an dessen Frau geschriebenen Originalreisebriefe habe ich gesehen, daß diese Angaben doch nur scherzhafte sind u. die gar zu ängstliche Frau etwas verspotten sollen.

S. 24, Sp. 2. Z. 21 v. o. lies Franz statt Alexander.

Zu S. 47, Sp. 2. Die erste seiner **vier** Arbeiten über die Geschichte Berlins ließ Wilken schon im Histor. genealog. Kalender für das Jahr **1820** erscheinen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf